Briefe

aus

Elsaß-Lothringen.

Von

Emil Kühn.

Leipzig.
Verlag von Georg Lang.
1892.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

Vorwort.

Briefe lassen sich nicht in Paragraphen zerlegen; die hier gedruckten sind indeß von so bedeutendem Umfange, daß der Leser eines Leitfadens bedarf.

Der erste Brief (S. 1—14) legt in einer allgemeinen Schilderung des Notabelnwesens und anderer französischen Ueberreste die Nothwendigkeit dar, den Grenzgraben zwischen Elsaß-Lothringen und Frankreich tiefer zu ziehen. Die seitdem aufgehobene Paßmaßregel dient als Beispiel.

Der zweite Brief (S. 15—72) behandelt die französischen Ueberreste und Ueberlieferungen genauer. Er ist die Grundlage und der Kern des Ganzen. Das Notabelnthum insbesondere wird seinem Ursprunge, seiner Entwicklung und seinem dauernden Gepräge nach als deutsch- und volksfeindliche Gewalt von niedriger Denkart erkannt (S. 17—28). Es wird gezeigt, welcher modus vivendi dem innern Feinde gegenüber allein zulässig war (S. 28—30), welcher in Wirklichkeit allein maßgebend geworden und geblieben ist (S. 30 ff.). Speziell an der Entwicklung des Notariats in deutscher Zeit werden die traurigen Folgen für Volkswohl und Staatsansehen veranschaulicht (S. 31 - 50). Diesem durch Einblicke in Volksleben und Volksleiden und in die Wirksamkeit des Landesausschusses besonders fruchtbaren Beispiele folgt, nach Anführung einiger eclatanten Vorkommnisse (S. 50—53), die Aufdeckung der Mittel mit denen die Nebenregierung der Notabeln arbeitet: Terrorismus und Verhetzung, Clientel- und Cliquenwesen, Cultus der französischen Sprache, Einschüchterung der Gedienten und des untern Beamtenthums, das Lied vom ungemeinen Gesetzessinn der Bevölkerung u. A. mehr (S. 54—66). Der Schluß des zweiten Briefes bespricht die Geistlichkeit und unsere Kirchenpolitik (S. 66—72).

Der dritte Brief (S. 73—89) behandelt Schule und Jugend, der vierte (S. 90—115) die Pflege der materiellen Interessen, unter Hervorhebung der Landwirthschaft und ihrer Feinde.

Im fünften Briefe werden deutsche und französische Cultur in ihrer volkspsychologischen Einwirkung einander gegenübergestellt (S. 116—121); im Anschluß daran wird (S. 121—126) der Einfluß erörtert, den die in der allgemeinen Politik herrschend gewesene parlamentarische Strömung auf unsre politische Entwicklung ausgeübt hat. Von S. 126 bis S. 129 wird das Beamtenthum des Landes im Zusammenhange behandelt.

Der sechste Brief giebt Reformgedanken (S. 130—138).

Dieser letzte Brief ist am 31. Juli 1890 beendigt worden. In einem im Herbst 1891 geschriebenen Nachworte (S. 139—150) werden zunächst die Ergebnisse der früheren Erörterungen zusammengefaßt, wobei dargethan wird, daß sie in der Gegenwart fortwirken. Weiterhin wird die als nothwendig erkannte Verwaltungspolitik genauer begründet. Den Schluß bildet eine Kritik der angekündigten neuen Kreis- und Gemeindeordnung. Das Unheil, das der Verfasser von deren Einführung befürchtet, treibt ihn zur Veröffentlichung.

Den Erfolg hat der Verfasser nicht in der Hand, doch kann er nicht glauben, daß das, was er aus so vollem Herzen und so genauer unmittelbarer Kenntniß von Land und Leuten geschrieben hat, wirkungslos verhallen werde. Er hofft auf einen größeren Leserkreis, vor Allem aber darauf, daß sich die Wärme, die ihn selbst für seinen Gegenstand beseelt, dem Leser mittheilen möge, und daß die Schrift im Lande deutschen Sinn und Gemeingeist fördern, im weiteren Vaterlande Verständniß und thätige Theilnahme erwecken werde.

Wegen einiger Mängel wird allerdings der Leser Nachsicht üben müssen; der Gegenstand ist dem Verfasser unter den Händen gewachsen, und die Briefform hat sich als unzulänglich erwiesen. Auch der Stil mag Härten und Nachlässigkeiten zeigen. Eine Umarbeitung ist dem Verfasser aus manchen Gründen zur Zeit unmöglich, und schließlich ist bei jeder Darstellungsform Lebendigkeit die Hauptsache. Daran fehlt es nach dem Urtheil derer, die das Manuskript gelesen haben, dem Buche nicht.

Erster Brief.

. . . . und so will ich denn versuchen, Etwas auszuführen, was ich schon lange mit mir herumtrage. Die Darlegung dessen nämlich, was ich über die politische Lage in Elsaß-Lothringen an Beobachtungen, Erfahrungen und Gedanken in mir gesammelt habe. Die zwanglose Form des Briefes wird vielleicht das zu Werke bringen, was, in anderer Form begonnen, unvollendet geblieben ist.

Der Besuch der Kaiserlichen Majestäten hat wieder einmal die Blicke Aller auf uns gelenkt. Mündliche und schriftliche Berichte stimmen darin überein, daß, in Straßburg wenigstens, der Empfang, und zwar allgemein, ein herzlicher war, und daß diese Herzlichkeit während der mehreren, aufeinander folgenden Tage nicht nur angehalten, sondern sich sogar stetig gesteigert hat. Es wird aber doch gut sein, sich gegenwärtig zu halten, daß derartige Kundgebungen einen nur sehr bedingten Werth haben. Sie sind allenthalben mehr Kinder des Augenblicks als dauernder Empfindung. Die Eingewanderten sind sehr zahlreich, und, was die Einheimischen anlangt, so sind sie, wie alle Süddeutschen, ein festfrohes Volk. Es ist ja auch richtig: Die große Masse ist nicht unzufrieden, nicht deutschfeindlich; sie ist von unserem Fleisch und Blut, alle unwillkürlichen Regungen der Seele sind die gleichen wie die unsrigen. Aber der Bauernbursche, der sich zu Ehren des Festes mit Bändern schmückt, der Bürgermeister, der in der schwarz-weiß-rothen Schärpe geprangt hat, sind ganz andere Leute im Alltagsleben. Sie haben, großentheils sicher, nicht geheuchelt, sondern recht gern mitgemacht, aber die Anschauungen, von denen sie

gewöhnlich beherrscht werden, die Männer namentlich, bei denen sie sich ihr politisches Losungswort holen, die haben ein ganz anderes Gesicht. Auf jene Anschauungen wirkt nicht allein, aber sehr wesentlich mitbestimmend, die französische Tradition ein, und diese hat ihre überzeugten, unbekehrbaren, diesmal auch bösartigen und mißwollenden, Hauptvertreter in den erwähnten, das politische Losungswort austheilenden, Männern. Die sind uns wirklich feindlich und werden es immer bleiben. Es sind die „Pariser", wie sie Fürst Bismarck einmal im Gegensatz zu der großen Masse, den „Franzosen" genannt hat. Daß sie existiren, und daß sie mit allen Fibern ihres Daseins zu uns im Gegensatz stehen, ist nicht zu verwundern, aber zu verwundern und zu bedauern ist, daß wir es nicht einsehen, und daß noch immer sie es sind, an die die Vortheile, die unsre, wie jede Regierung, mannigfaltig zu vergeben hat, abfließen, daß endlich und vornehmlich sie es sind, die als Vertreter der Interessen der Bevölkerung angesehen werden und in den Versammlungssälen unsrer Parlamente und Parlamentchen sowohl als im Vor- und Sprechzimmer der maßgebenden Personen Gehör und Einfluß finden.

Es ist ja im Lande sehr Vieles besser geworden. Die baare Willkür, die allen Gesetzen, Verordnungen, Verwaltungsbestimmungen und Verwaltungsgrundsätzen zuwider entschied und handelte, ist längst gewichen; es wird im Ganzen im Rahmen des Gesetzes regiert, und die eine Zeit lang über den Haufen geworfenen Ressortverhältnisse werden wieder regelmäßig geachtet. Die Absicht ist sicher eine wohlwollende, wenn auch nicht immer erleuchtete, und bei den Mitteln wird wieder berücksichtigt, daß es auch ein Morgen gibt, und daß das Leben des Staates kein Penelopegewebe ist, das jeden Tag neu gefertigt und wieder auseinander getrennt werden kann. Aber noch immer, in der Gesetzgebung sowohl als in der täglichen Arbeit des Verwaltens, wird die Richtung bestimmt durch die Rücksicht auf jene Männer; was *sie* über die Bedürfnisse, Ansichten und Empfindungen des Volkes und Landes befinden und äußern, gilt als allein beachtenswerth.

Gestatten Sie mir ein Beispiel an dem s. g. Paßzwange. Wer ist an dessen Aufhebung interessirt? Die große Menge, auch nur derer, die Angehörige in Frankreich haben? Doch nur diejenigen darunter, denen ihre äußere Lebenslage das Reisen hin und her gestattet. Ist das der Zahl nach ein irgendwie bedeutsamer Theil der Bevölkerung? Unter den Wenigen wieder, wer wird durch den Paßzwang behindert? Nicht der Geschäftsmann, überhaupt nicht derjenige,

der um wichtiger und dauernder Ursachen willen bald hier, bald in Frankreich Aufenthalt zu nehmen hat. Dem wird regelmäßig der Paß, will sagen das Paßvisum, nicht verweigert werden; die bezüglichen Bemühungen bilden für ihn eine Unbequemlichkeit, die auf gleicher Stufe steht mit der, kein durchgehendes Billet, keine durchgehende Gepäckbeförderung bekommen zu können, den Zoll zu passiren, den Wagen wechseln zu müssen. Das erste Visum mag nicht mit derjenigen Geschwindigkeit zu erreichen sein, die die dienenden Geister der Wunderlampe Aladins entwickelten. Aber was verficht es? Wie viel zahlreicher sind die, welche nach der Gewerbeordnung eines Hausirscheins bedürfen, um das Geschäft, aus dem sie ihren Lebenserwerb beziehen, überhaupt betreiben zn dürfen? Hat Jemand daran gedacht, wegen der damit für sie verbundenen Unbequemlichkeiten den Nutzen der Controle des Hausirhandels, den die Ertheilung des Scheines bis zu einem gewissen Grade gewährt, preiszugeben? Kein Hahn kräht danach. Und doch wird die Unbequemlichkeit jeweilig zur Härte. Wie es scheint sogar nicht selten; habe ich doch als Richter eines kleinen Bezirks mehrere Male den Fall zu entscheiden gehabt, daß das Wandergewerbe ausgeübt wurde ohne den Schein, der, in früheren Jahren anstandslos ertheilt, trotz rechtzeitiger Eingabe nicht rechtzeitig erneuert worden war.

Für den Vergnügungsreisenden, der über die französische Grenze in's Land kommt, ist der Paßzwang sicher eine Unbequemlichkeit. Soweit er nicht der französischen Nationalität angehört, ist das bedauerlich. Es ist aber, wie wir annehmen müssen, nach Ansicht unseres Auswärtigen Amtes unvermeidlich, und was ist es schließlich für den Vergnügungsreisenden aus fernem Lande für ein großes Unglück, wenn er sich um den sicher erlangbaren Paß mit Visa zu bemühen hat oder den Umweg über die Schweiz, Belgien ꝛc. macht? Es hat für mein Gefühl etwas Verletzendes, wenn einer Maßregel, die von dazu berufener Seite für eine politische Nothwendigkeit erklärt wird, von deutscher Seite Rücksichten auf reisende Engländer, Amerikaner u. s. w. entgegengesetzt werden.

Das würde auch den Franzosen gegenüber gelten, selbst wenn wir mit Frankreich zum Besten ständen. So aber handelt es sich grade darum, ihn fernzuhalten und noch mehr die weit zahlreichere und sozial bedeutsamere Klasse von Franzosen, die regelmäßig zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen hin- und herwechselt, die Monate lang bei und unter uns wohnt und unsere Gastfreundschaft mit Auffrischung der französischen Erinnerungen und Verhetzung der seßhaften Bevölkerung vergilt.

Da sind die, die Grundbesitz im Reichslande haben, als Franzosen in Frankreich ihren Wohnsitz haben, und, theils um nach dem Ihrigen zu sehen, theils des Ortswechsels, Verwandtenbesuches, ländlichen Aufenthaltes, früher namentlich der Jagd halber ꝛc. Monate lang, manchmal mehr als die Hälfte des Jahres, in unserem Lande verbringen. Sie kommen nicht allein sondern mit Kind und Kegel, Verwandten, Freunden, Schmarotzern und sonstigem Troß. Erkundigen Sie sich einmal, wie viel Grundbesitz bei uns in französischen Händen ist, in Lothringen, dem Lande der Pachthöfe, von diesen sicher ³/₄; leben Sie wie ich, Jahre lang auf dem Lande und lernen Sie den socialen Werth des Grundbesitzes kennen, dann werden Sie einsehen, welche Fülle von Einfluß diesen Leuten beiwohnt, die zudem, mit ganz geringen Ausnahmen, nichts Anderes zu thun haben, als sich herumzutreiben und überall in die Töpfe zu gucken.

Nach den „propriétaires“ kommen die noch immer sehr zahlreichen Offiziere und Angestellten jeder Art, die Frankreich aus Elsaß-Lothringen bezieht, die Verwandten, die sonst in Frankreich ihr Glück gesucht haben und nach der Heimath kommen, um sie und ihre Angehörigen wiederzusehen, ihr Glück zur Schau zu tragen oder ihre gescheiterten Hoffnungen zu begraben. Dazu das Heer der kleinen Pensionäre, der kleinen Handwerker, der Dienstboten, die noch immer in großer Menge in Frankreich das Land der Verheißung aufsuchen. Unter dem weiblichen Theile fehlt auch nicht derjenige, der, wie man hier sagt, das „horizontale“ Handwerk betreibt.

Sie kommen alle, und, wie verschieden sie unter einander sein mögen, wie gering ihr sonstiger Zusammenhang sei, wie abweichend ihre Interessen, Lebensanschauungen und Lebenskreise, in Einem stimmen und handeln sie überein: als Pioniere dessen, was ich als französische Tradition bezeichnen möchte. Sie sind überzeugte, eifrige Pioniere, mag es ihnen gut oder schlecht gehen; sie haben auch ihre Fahne, das ist die französische Sprache, die sie hochhalten und von der sie nicht ablassen, mögen sie davon noch so wenig verstehen, mag ihre Aussprache insbesondere noch so greulich sein. Ich komme auf diese Eigenschaft der französischen Sprache wohl noch zurück; hier nur so viel, daß auch das „bonjour monsieur“, das Sie in jedem deutschsprechenden Dorfe Elsaß-Lothringens noch heute als überwiegenden Gruß zugebracht erhalten, ein mehr oder weniger bewußter Tribut des Grüßenden an die französische Vergangenheit ist.

Also alle, die aus Frankreich nach Elsaß-Lothringen hereinkommen, leben in französischen Anschauungen, sind französisch gesinnt. Die

Thatsache ist unumstößlich, wenngleich für uns noch so betrübend. Trotzdem würden wir uns mit ihr noch abfinden können, ohne staatliche Gegenmaßregeln, wenn die Gesinnung Gesinnung bliebe und sich nicht in That umsetzte. Das ist aber nicht der Fall, jeder französisch Gesinnte ist, wie schon gesagt, zugleich Pionier des Franzosenthums, er bethätigt dies fortwährend, es liegt einmal drin, um den vulgären, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen. Er kann nicht anders, er muß sein Franzosenthum zur Schau tragen, er muß dafür werben, und das implicirt in Elsaß-Lothringen ein feindseliges Verhalten gegen die bestehenden Zustände, dem wir unsrerseits entgegentreten müssen.

Nur derjenige wird jenes Umsetzen von Gesinnung in That, bestreiten, der es nicht zugeben will oder unbekannt ist mit einem der interessantesten, in Elsaß-Lothringen zugleich praktisch wichtigsten, Unterscheidungsmerkmale französischer Cultur und französischen Wesens von deutscher Cultur und deutschem Wesen. Ich meine die Ausschließlichkeit und die Proselytenmacherei auf französischer Seite, die Weitherzigkeit und Duldsamkeit auf der unsrigen. Wohlverstanden, es handelt sich nur um die Thatsache und ihre politische Erheblichkeit; ihre Bedeutung für einen abschätzenden Vergleich beider Völker kommt hier nicht in Betracht.

Um meine Behauptung mit Beispielen zu belegen: Lesen Sie, gleichgültig ob in französischer oder fremder Darstellung, ein Capitel aus der Geschichte der französischen Revolution und deren „Siegesgange“ durch Europa. Vergleichen Sie damit die Schonung, mit der, noch unter der Einwirkung des glühendsten Franzosenhasses, die französischen Einrichtungen der Rheingegenden im Jahre 1815 und weiterhin bedacht worden sind.

Lassen Sie sich auf der Bremer Bibliothek die Gesetzblätter aus den Jahren geben, den wenigen, in denen Niederweser und Niederelbe französisch gewesen sind, und halten Sie mit dem daraus sprechenden Maße von Beachtung der deutschen Eigenart die Thatsache zusammen, daß bis vor wenigen Jahren, nach mehr als zehnjähriger Herrschaft in einem seiner weit überwiegenden Mehrheit nach deutschsprechenden Lande, wir die Mitglieder unseres Landesausschusses ohne Ausnahme haben französisch sprechen lassen, und daß wir Beamte in den Theilen französischer Zunge bis zum 1. Januar 1888 gehalten waren, uns auch schriftlich — ich z. B. in meinen Erkenntnissen, — der französischen Sprache zu bedienen.

Suchen Sie mir in ganz Frankreich ein Straßenschild oder eine Ladenaufschrift in deutscher Sprache und dann gehen Sie nach Colmar — rein deutsches Sprachgebiet —, wo die obrigkeitlich angebrachten Straßennamen noch zweisprachig sind, es wenigstens noch voriges Jahr waren; gehen Sie nach Straßburg und zählen Sie die deutschen Ladenaufschriften einerseits, die französischen andererseits. Wie überwiegen die letzteren!

Können Sie sich mit dem Aufgebote aller Phantasie vorstellen, daß ein Bürgermeister, der das Staatsoberhaupt oder dessen unmittelbaren Vertreter feierlich zu empfangen hat, auf den Gedanken kommen könnte, dies in der Bretagne mit einer bretonischen, in Südfrankreich mit einer provenzalischen, in Nizza mit einer italienischen Anrede zu thun?! Nun wohl, in Colmar hat der Bürgermeister Schlumberger im Jahre 1882 den Statthalter von Manteuffel mit einer französischen Ansprache empfangen, und dieser hat es sich gefallen lassen seitens eines Mannes, der vorher zehn Jahre lang im Oberlandesgerichte gesessen und alltäglich deutsch gehört, gesprochen und geschrieben hatte!

Deutsche Kosmopoliten hat es zu allen Zeiten gegeben; ein französischer Weltbürger ist ein Unding, und, falls ja einmal einer erwüchse oder sich selbst weis machte, es zu sein, er gäbe die Genossenschaft sofort auf, wenn diese nicht französisch spräche.

Die Sache ist alt und lang beobachtet; Riccaut de la Marlinière findet seine Frage an Minna von Barnhelm, ob sie französisch spreche, „bien impolie", „telle qu'il voit Mademoiselle". Er bittet sie um Verzeihung, daß er einen Augenblick an ihrer Kenntniß seiner Sprache habe zweifeln können. Es ist mit Allem so, wir lassen alles Fremdländische gelten, der Franzose nur Französisches. Steigen Sie etwas hinab und beobachten Sie den Eindruck, den meinetwegen ein Trupp echter Albionssöhne in einem französischen und einem deutschen Dorfe macht. Beide sollen gleich abgelegen sein. In beiden natürlich Neugierde und Erstaunen, aber bei den Franzosen im Grundzuge mißwollende, spöttische und abweisende, bei den Deutschen gutmüthige, humoristische und duldende Neugierde. Der „höfliche" Franzose ist es dem Fremden gegenüber nur, wenn dieser ihn in französischer Sprache anredet; als Gegenleistung für diese Anerkennung seiner Superiorität wird er dann allerdings recht milde, so wie man es mit Kindern ist, die man wohl gelten läßt, aber nicht für voll. Der Deutsche dagegen, der in Deutschland von einem Fremden in fremder Sprache angeredet wird, erschöpft sofort seinen ganzen Vorrath von Kenntniß der letzteren; auf den Gedanken, daß er in seinem eigenen Lande eigentlich Anspruch

habe, in seiner Sprache angeredet zu werden, darauf kommt er gar nicht. Richtig ist, daß der Deutsche eine Art hat, die den Fremden nicht ermuntert, mit ihm deutsch zu reden; wir werden dann sofort Schulmeister und corrigiren an dem fremdartigen Deutsch herum, was der Franzose nie thut, nicht einmal auf Bitte.

Noch mehr in's alltägliche Leben herab: der Franzose grüßt nur in seiner Sprache und erwidert nur französischen Gruß. Ich habe in den ersten anderthalb Jahren hier das zweifelhafte Vergnügen gehabt, tagtäglich mit einem Abenteurer aus Frankreich am selben Tisch zu essen. Wenn ich eintrat, grüßte ich auf deutsch; der Mann, der mir sonst in der widerwärtigsten Weise schmeichelte und sich in Höflichkeiten erschöpfte, meinen deutschen Gruß hat er nie erwidert, den französischen dagegen mit aller Devotion. Wenn es Absicht und System war, so beweist es, daß selbst dem Schmarotzer die Richtung der öffentlichen Meinung wichtiger erschien als der Wunsch, sich lieb Kind zu machen. Aber ich glaube, der Mann ist gar nicht auf den Gedanken gekommen daß ein deutscher Gruß seinerseits in irgend einem Betracht in Anspruch genommen werden könne, so stark ist die unwillkürliche, unbewußte, Reflexwirkung der allem Französischen anhaftenden Ausschließlichkeit, in specie des sprachlichen Souveränitätsdünkels der Franzosen.

Die Ausschließlichkeit und Sucht nach Propaganda, die in der dargelegten Weise bei allen von französischem Wesen Durchdrungenen wirksam ist, erhält einen verstärkten Antrieb bei den Franzosen, die sich, aus Frankreich kommend, länger oder kürzer in unserem Lande aufhalten. Ist es schon notorisch, daß bei den aus Elsaß-Lothringen stammenden Elementen der französischen Bevölkerung der eigentliche Heerd des Chauvinismus zu suchen ist, ist es ferner zweifellos, daß kein Franzose, selbst der zahmste nicht, den Verlust Elsaß-Lothringens verschmerzen kann, um wie viel mehr muß sich diese Gesinnung geltend machen bei denen, die in die frühere Heimath zurückkehren! Alles muß sie daran erinnern, daß sie verloren ist, Alles muß für sie eine Mahnung sein, die allein den Zusammenhang erhaltende Tradition zu stärken und die Abneigung gegen das Neue wach zu halten.

Das Alles ist ja begreiflich und soweit auch ehrenwerth. Aber doch nur vom französischen Standpunkte. Für uns kann aus solchen Momenten nur eine Folgerung sich ergeben: die Thüre zuzumachen oder doch wenigstens nur sehr schwer zu öffnen. An dem s. g. Paßzwang ist der Hauptfehler der, daß er erst so spät eingeführt worden ist. Es gilt dies, nebenbei gesagt, auch von andern durchgreifenden

Maßregeln, zu denen wir neuerdings gegriffen haben oder noch weiterhin werden greifen müssen. Z. B. von der Versagung von Jagdscheinen an alle Franzosen, mögen sie auch dauernd bei uns wohnen. Es wird sich noch in anderem Zusammenhange Gelegenheit finden, diese Versagung zu beleuchten und Ihnen den Eindruck zu benehmen, den Sie als Fernstehender haben werden: „Das ist ja gar nicht tanti."

Wenn der Paßzwang nur die Wirkung hätte, die ein, nach der Kraft der Beweisführung und der Anschaulichkeit der Sprache dem Reichskanzler nicht fern stehender Artikel der N. A. Z. so bezeichnete, er führe den Elsaß-Lothringern wie den Franzosen zu Gemüthe, daß die durch den Frankfurter Frieden gezogene Grenze keine imaginäre, keine Luftlinie, sondern eine sehr reelle Scheidewand ist, — wenn also nur diese Wirkung erzielt würde, wir müßten die Maßregel mit Freuden begrüßen, aufrechthalten, eher verschärfen als mildern. Diese Wirkung nun hat sie unzweifelhaft gehabt, man braucht nur die Wuth der Gegner als Zeugin aufzurufen.

Der Paßzwang hat aber noch andere günstige Wirkungen gehabt. Ein Theil der Hauptheßer wenigstens kommt nicht mehr in's Land; die doch hinein kommen, sind behutsamer geworden. Der friedliche Bürger, der andere Interessen hat, als politischem Krakehle nachzujagen, läßt sich nicht mehr in gleichem Maße durch das Schreckbild der Verrufserklärung seitens der Franctireure einschüchtern. Uns, den deutschen Behörden, sind diese Verrufserklärungen nicht insinuirt worden, aber sie waren sehr ernste Realitäten. —

Wir haben gezeigt, daß wir unsere Feinde, die ärgsten wenigstens, kennen, und daß wir Waffen gegen sie haben. Kaum Etwas hatte uns in den Gedanken der großen Menge mehr geschadet, als daß wir das Rüstzeug, mit dem die französische Verwaltung sich so reichlich ausgestattet, und von dem sie allezeit einen so durchgreifenden Gebrauch gemacht hat, unbenutzt gelassen haben. Der Franzose oder in französischen Anschauungen Großgewordene ist in den Punkten, in denen ihn seine Eitelkeit und die Macht der Phrase nicht blenden, ein sehr nüchtern denkender Mensch; er hat sehr viel gesunden Menschenverstand und eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Realitäten des Lebens und für Machtfragen. Der Individualismus fesselt ihn nicht so wie uns, er ist nicht so eigensinnig. Der Einzelne hat zudem kein durchschnittlich so großes Kraftgefühl wie bei uns. Um so mehr achtet er auf fremde Kraft, und da ist ihm nichts unbegreiflicher, ja verächtlicher, als der Nichtgebrauch dieser Kraft demjenigen gegenüber,

der im Wege steht. In der ganzen Welt tanzen die Mäuse auf dem Tische, wenn die Katze nicht zu Hause ist oder schläft, aber daß die wachende Katze sich von den Mäusen auf der Nase herumtanzen läßt, das ist ein für den bon sens völlig unfaßbarer Gedanke, und das ist grade das Schauspiel, das wir Jahre lang dargeboten haben.

Wie früher gesagt, noch immer füttern wir unsere inländischen Feinde groß, aber wir haben ihnen doch wenigstens in Etwas den Succurs abgeschnitten, den sie aus dem Auslande bezogen. Die unheimliche Empfindung, daß auch an sie die Reihe kommen werde, verläßt sie nicht mehr. — Wir haben dem groben Unfug gegenüber endlich einmal Selbstachtung gezeigt. Nachdem wir all die Jahre her das kostbare Capital an Gehorsam und Unterwürfigkeit, das französische Präfectenenergie für uns aufgespeichert hatte, vergeudet haben, haben wir einmal wieder ein kleines Mehr in dem Contobuche der staatlichen Autorität zu verzeichnen.

Interessant sind die Gegengründe, die man vorbringt. Nicht wegen ihres Gewichtes, sondern, zum Theil wenigstens, weil sie die Maßregel eher empfehlen.

Am Meisten kommt noch in Betracht, der, gewiß mit voller Aufrichtigkeit bedauerte, Verlust, den der Reichsseckel durch den verminderten Verkehr auf den elsaß-lothringischen Bahnen erleidet. Wenn wirklich dauernd ein Verlust hervortreten sollte, was ich sehr bezweifle, so wird er nicht groß sein, aber auch ein großer pecuniärer Verlust kann einer politisch wie ethisch gleich nothwendigen Maßregel gegenüber nicht entscheidend sein.

Die Entrüstung über das Attentat gegen die Verkehrsfreiheit, das die Maßregel darstelle, hat ebenso viel Werth wie das Reactionsgeschrei. Wer auf solche Gründe hört, mit dem ist nicht zu rechten. Sie sind „wohlfeil wie Brombeeren“. Ich habe kürzlich ein seiner Zeit viel berufenes Buch gelesen: Le prince Caniche von Laboulaye. Da kommt ein Sprechminister vor, Pieborgne mit Namen glaube ich, der in wirklich ergötzlicher Weise ein und dieselbe Maßregel wirksam angreift und vertheidigt. Er gibt auch das Recept dazu, wie man es ihm nachmachen könne. Auf demselben fungiren jene Gründe mit.

Dann erheben die Herren Gastwirthe ein Jammergeschrei. Die mögen allerdings verlieren, aber andere als wir Deutschen mögen sie bedauern. Nirgends macht sich und in widerwärtigerer Form das französische Parliren, das Copiren alles Französischen breiter als in den Gasthöfen hierlands. Die einzige Rücksicht, die auf die neuen Zustände genommen wird, ist, daß den Altdeutschen ebensoviele Mark

auf die Rechnung gesetzt werden als den Einheimischen und den Galliern, Franken. — Eine Illustration aus meinen Kreisen. Wenn ich in der Kreisstadt bin, speise ich meist in einem Gasthofe, in dem eine große Anzahl von Beamten abonnirt ist, so der Kreisdirektor, früher auch der Kreisassessor, der Amtsrichter, Amtsanwalt, 3 Stabsoffiziere, der Kreisschulinspektor, so und so viele Baumeister, Techniker rc. — Jetzt, Anfang September, habe ich zum ersten Male eine Weinkarte mit deutschen Bezeichnungen gesehen, und bis vor ganz kurzer Zeit erhielten die Offiziere und Beamten ihre Rechnung als H. Meyer, Müller rc. Das sind Kleinigkeiten, werden Sie sagen, aber sie sind kennzeichnend, und — als kennzeichnend für die Gesinnung ist Nichts zu unbedeutend. Bei solchen Dingen ist es auch unrichtig, sie nach dem eigenen Maßstabe abzuschätzen; die Bedeutung, die ihre Urheber dem Allen selbst beilegen, ist entscheidend.

Auch unsere Herren Gastwirthe fangen übrigens an, mit sich reden zu lassen. Bei meiner letzten Anwesenheit in Straßburg vor wenigen Tagen entdeckte ich in einem Gasthofe, dessen Besitzer ein richtiger Französling ist, an hervorragender Stelle eine Anpreisung in deutscher Sprache, ihn selbst und andere Gesinnungsgenossen betreffend, an die altdeutsche Adresse gerichtet. Früher haben die Herren uns für völlig unbeachtlich gehalten; sie haben zwar unser Geld genommen, wie erwähnt, als Trost für das verwundete Gemüth, etwas mehr als von den Eingeborenen. Aber unsre Wünsche, unsre Bedürfnisse, unsre Sprache namentlich, wurden entweder gar nicht oder nur mit sichtlichem Widerwillen berücksichtigt. Jetzt wird es anders, aber nur seitdem wir Maßregeln ergreifen, die nach Selbstachtung aussehen. Wer sich selbst achtet, dem zollen auch Andere Achtung; wer sich wegwirft, auf dem treten Alle herum. Wie müßte es erst werden, wenn alle Maßregeln von gleichem Geiste getragen wären, wenn folgerichtig nach dem Grundsatze: „Wir sind die Herren im Lande“ verfahren würde! Wir würden dabei ebenso wohlwollend bleiben können, nur käme auf die Dauer auch unser Wohlwollen den wirklich Bedürftigen zu Gute, was doch gewiß kein Schade ist.

Die Wirkung des Paßzwanges als Störung der zwischen hüben und drüben bestehenden verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen ist eine auf den ersten Anschein harte Folge der Maßregel, in der That aber eine besonders wichtige und für uns wohlthätige. Für uns, wiederhole ich, und gibt es denn im politischen Leben eine andere Rücksicht? Jedes Volk besorgt s e i n e Geschäfte,

verfolgt seine Interessen. Erst komme ich, dann komme ich noch einmal, und dann kommst du noch lange nicht. Diese triviale Formulirung der Selbstsucht, so verwerflich sie für den Einzelnen als solchen und als Glied der innerstaatlichen Verbände ist, so unbedingt trifft sie für internationale Beziehungen zu. Nun wohl, ist es denn für uns erfreulich, daß das connubium zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen in Blüthe steht, daß unsre selbst noch von französischem Geiste stark beeinflußten neuen Landsleute ihre Brüder, Söhne und Herzensfreunde drüben haben? Daß die tausend bestehenden Bande noch täglich vermehrt werden? Grade hier heißt es: Thüre zuhalten! Das mag „inhuman" sein, aber „Humanität" in diesem Punkte steht auf der gleichen Linie mit der „Gutmüthigkeit" bei uns Richtern. Wer die Schärfe des Schwertes, das der Obrigkeit verliehen ist, nicht zu handhaben wagt, der soll die Finger davon lassen. Non omnia possumus omnes. Es gibt noch andere Beschäftigungen. Ebenso ehrenwerthe, den Geist nicht minder erhebende, der Menschheit nicht weniger dienende. Nur ist es nicht zu viel gefordert, daß der, dem jene Kraft fehlt, auch seine Kritik auf das entsprechende Maß reducire.

Trotz alledem ist in dem eben besprochenen Punkte von gegnerischer Seite mit Recht der Angriffspunkt der Maßregel entdeckt und nicht ohne Geschick ausgenutzt worden. Wenigstens mit solchem Geschicke, daß unter der Führung der „Straßburger Post" — nebenbei gesagt, eine der traurigsten Blüthen des reichsländischen Deutschthums — eine ganze Reihe von altdeutschen Blättern dem Paßzwang Fehde geschworen hat. — Sieht man genauer zu, so sind einige, in die Oeffentlichkeit gedrungene und gehörig aufgebauschte Fälle daran schuld, deren unbestreitbare Härte dem gemeinen Verständniß sich aufdrängt und dieses für die Vortheile blind macht. Von der patriotisch-ethischen Nothwendigkeit der Maßregel ganz abgesehen, die doch immer nur Wenigen einleuchtet oder klar zu machen sein wird. — Wir wollen als typisch den Fall nehmen, daß der aus Frankreich an das Sterbelager seiner Mutter nach Elsaß-Lothringen eilende Sohn an der Grenze zurückgewiesen wird, weil er kein Paßvisum hat.

Alles in uns empört sich gegen eine solche Consequenz, und der dilettantische Unverstand ist schnell fertig mit dem Ausspruch: „So Etwas kann nimmermehr richtig sein, also ist es die ganze Maßregel nicht, weg damit!" In Wahrheit handelt es sich nur um einen Fehler in der Ausführung, der mit dem büreaukratischen Zuge unserer Verwaltung zusammenhängt. Diesem Zuge hat auch unser früherer Unterstaatssekretär Studt seinen Tribut gebracht, während ihm der andere

Cardinalfehler unsers Thuns und Lassens seit der Annexion: Mangel an nationaler Selbstachtung, wahrlich nicht vorgeworfen werden kann.

Unsre Büreaukratie hat nicht eingesehen, daß unsre Paßverordnung vermöge ihrer Natur als Zwangsgesetzes im einzelnen Falle der Dispensationsbefugniß bedarf, zur Ausgleichung gar nicht gewollter aber sonst unvermeidlicher Härten. Keine Ausführungsinstruction kann alle Möglichkeiten, die die Mannigfaltigkeit des Lebens hervorbringt, vorsehen; gerade hier zeigt sichs, daß in großem Stil gedachte und gefaßte Maßregeln nicht mit Paragraphen sondern nur mit Menschen, Menschen von Fleisch und Blut, von Geist und Tact entsprechend ausführbar sind. Die ausführenden Organe mußten eine gewisse Freiheit der Bewegung, eine weitgegriffene Vollmacht haben, diese aber kann man niederen Polizeiorganen nicht übertragen. Die Aufgabe wäre etwa den Begabtesten unter dem vorhandenen Bestande an jüngeren Beamten der höheren Verwaltungslaufbahn zu überweisen gewesen; der Kostenpunkt kam bei einer Maßregel, die von berufener Seite — ich denke dabei namentlich wieder an den bereits erwähnten Artikel der „N. A. Z." — als Maßregel zugleich unserer ganzen auswärtigen Politik beschlossen wurde, gar nicht in Betracht, wäre auch gar nicht hoch gewesen.

Spät erst, sehr spät, für den Erfolg, den Gegnern von vornherein die Waffen, die sie denn auch benutzt haben, zu nehmen, zu spät hat man das Gesagte eingesehen. In den letzten Monaten ist dem Vernehmen nach (ich habe ihn noch nicht gesehen, auch amtlich noch Nichts von ihm bemerkt) in Avricourt ein Regierungs-Assessor stationirt; ob er die richtig gewählte Persönlichkeit ist, ob er die nöthigen Vollmachten hat, weiß ich nicht. Aber, man denke sich, es sei für beides von vornherein gesorgt gewesen und nicht blos in Avricourt, sondern auch in Altmünsterol und Novéant, den nächstwichtigen Eintrittsstationen unseres Landes, wie sehr viel weniger leicht hätten es die Gegner gehabt! Von anderen Vortheilen ganz zu geschweigen.

Durch das Interesse für die Frage und durch die Furcht, es möge von entscheidender Seite eine Milderung der Maßregel in Erwägung gezogen werden, beeinflußt, habe ich die Paßzwangsgeschichte so eingehend behandelt, daß eine Art von Abhandlung daraus geworden ist. Die Frage ist in der That typisch. Nochmals möchte ich betonen, daß das Interesse der Bevölkerung als Ganzes ganz außer dem Spiele steht, soweit die Verordnung gewisse Härten und Unbequemlichkeiten mit sich führt. Diejenigen, die das vorschützen,

können nicht guten Glaubens sein oder sie sehen — was allerdings sehr menschlich ist — die eigene Betheiligung durch ein Vergrößerungs- und Vervielfältigungsglas an.

Dem gegenüber ist es interessant, daß die Mitglieder des Landesausschusses als solche die Bewegung gegen die Maßregel in die Hand genommen haben und bei Seiner Majestät in diesem Sinne petitioniren. Hier wiederum geben sie sich als Anwälte der Bevölkerung aus, die die Sache kaum berührt; hier wiederum zeigt sichs, daß sie nur ihre Geschäfte führen. Denn — das ist richtig und nach dem Dargelegten sehr zu beachten —, es wird kaum ein Mitglied des Landesausschusses geben, für das und dessen Familie, Freunde, Schützlinge, Jagdgenossen und sonstige Clientel der Paßzwang nicht sehr, sehr lästig wäre. Nur scheint mir der daraus von uns zu ziehende Schluß ganz anders zu lauten, als die Herren es wünschen.

Glücklicher Weise ist unser Kaiser sehr wohl berathen. Von sich selbst zunächst. Er weiß sehr genau was er will, und, so gnädig und leutselig er sich auch in Straßburg erwiesen hat, er läßt sich nicht irre machen. Sodann kommt der Reichskanzler als Berather in Betracht. So wenig dieser geneigt ist, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen, so hat doch diese Frage für ihn einen Zusammenhang mit dem Ganzen der auswärtigen Politik, und da hat der Landesausschuß von E.-L. nicht mitzureden, kommt nur als feindlicher Factor oder richtiger als eine Art von Stimmungsmesser für das, was der Feind wünscht, in Frage. Da entscheiden ganz andere Dinge und diese dürften zur Zeit für die Aufrechterhaltung der Maßregel sprechen. Möchten sie doch sogar in der Richtung einer weiteren Verschärfung thätig sein! Namentlich in dem einen Punkt, daß die Franzosen, die in unserem Lande Grundbesitz haben, von uns abgehalten werden. — Wenn man einmal Krieg führt, soll man ihn gründlich führen. Diese Leute nun sind uns mit dem großen Einflusse, den jener Besitz gewährt, besonders gefährlich, wobei ich noch gar nicht in Betracht gezogen habe, daß sie das Geld aus dem Lande tragen. Jede Maßregel, die ihnen ihren Grundbesitz verleidet, möchte willkommen sein, und dazu ist der Paßzwang wie gefunden. Statt dessen bekommen grade sie fast unweigerlich das Visum. Ich habe mich einmal bei einer Stelle, die es wissen konnte, erkundigt, woher das komme, und erhielt zur Antwort, man könne doch nicht den Leuten die Gelegenheit, nach dem Ihrigen selbst zu sehen, benehmen, ohne sie schwer zu schädigen. Als wenn uns das schadete! Was gehen uns die Franzosen an?!

Vor jetzt schon 6 Jahren oder noch mehr warf ich bei einem politischen Gespräche gelegentlich hin, wie ganz anders sich die Verhältnisse entwickelt hätten, wenn das Reich im Friedensvertrage mit den Eisenbahnen auch den ganzen in französischen Händen befindlichen Grundbesitz in Form eines Abzuges von der Kriegsentschädigung erworben und als Dotation an unsere Feldherren und Staatsmänner ausgethan hätte. Jetzt ist es natürlich zu spät, war es auch damals schon, aber richtig bleibt der Gedanke, und, kann man ihn nicht vollständig ausführen, jeder Schritt zu seiner theilweisen Verwirklichung ist ein offenbarer Gewinn. Nun wohl! Die eine Voraussetzung ist, daß der Grundbesitz seinen Inhabern eine Last, gern feil werde; dazu haben wir in der Versagung der Paßvisas eine prächtige Handhabe. Warum sie nicht benutzen? Weil wir bei vielen Grundbesitzern nicht den juristischen Beweis haben, daß sie gegen uns wirken? Wenn man den in politischen Dingen abwarten will, dann mag man nur Allem ruhig zusehen. Es muß uns genügen, daß wir es so wissen, jeder Franzose wirkt gegen uns. Aber, es ist allerwege richtig und ein Zeichen dessen, wie bei uns die seit beinahe zwei Jahrzehnten fortgesetzte Scheu, den Dingen klar in's Auge zu sehen und zu Leibe zu gehen, gewirkt hat: in Elsaß-Lothringen pfuscht die Rechtspflege der Verwaltung, die Verwaltung der Rechtspflege in's Handwerk. Gewiß sollen beide dem Staatsganzen dienen und von einem Geiste beseelt sein, aber jede mit ihren Mitteln.

Ueber dies Alles ließe sich noch viel sagen, und ich beabsichtige auch, wenn Sie mir nicht abschreiben, meine Erörterungen fortzusetzen. Auf alle Fälle aber will ich heute, wo ein bestimmter selbständiger Abschnitt seinen Abschluß gefunden hat, vorläufig einen Punkt machen.

Geschrieben im September 1889.

Nachtrag. Der Paßzwang ist inzwischen gefallen. Damit ist ein besonders scharfer Pfeil aus unserm Köcher verschossen. Aber doch nur einer. Wir haben noch andere. Was hier über den Paßzwang gesagt worden ist, empfiehlt jede Maßregel, die geeignet ist, den Grenzgraben zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen tiefer zu ziehen.

Der Verfasser.

Zweiter Brief.

Am Schlusse meines ersten Briefes wies ich darauf hin, daß die Fehler unsers politischen Handelns mir in zwei Momenten zu culminiren schienen: einerseits in dem Mangel an nationaler Selbstachtung, der, grade hier, in feindlicher Berührung mit der selbstsicheren französischen Art und Tradition besonders verhängnißvoll wirken mußte, anderseits in der büreaukratischen Behandlung der Staatsgeschäfte. Diesen beiden Momenten hat, je länger je mehr, ein Drittes sich zugesellt: das Beamtenthum ist sich Selbstzweck geworden. Wir haben in der dafür doch recht kurzen Zeit von 19 Jahren ein System von Begünstigungen und ein Netz von Coterien großgezogen, das, jeden Tag sich befestigend und ausdehnend, den Regierenden den Blick, das Verständniß und den guten Willen für die Interessen der Regierten immer mehr lähmt. Die Abwesenheit des Staatsoberhauptes hat in dem Betracht bei uns ähnliche Zustände geschaffen oder ermöglicht, wie seiner Zeit in Hannover und Schleswig-Holstein, nur, daß bei uns der mäßigende Einfluß fehlt, den die Gemeinschaftlichkeit des Stammes- und Staatsbewußtseins, die hohe Ausbildung der persönlichen und Geschäftsehre und -Tüchtigkeit in jenen norddeutschen Ländern der Selbstsucht der „guten" und „schönen" Familien entgegenstellten. —

Statt dieses wohlthätig mäßigenden Einflusses hat unser Beamtenthum mit einem anderen Factor zu rechnen, den Notabeln, die im Landesausschusse ihre vornehmste, mit dem Nimbus der „Volksvertretung" ausgestattete Verkörperung haben. Ich habe Ihnen die Notabeln schon geschildert und muß noch auf sie zurückkommen; hier hebe ich nur hervor, daß sie, wie früher gezeigt wurde, die für Handeln und Fühlen maßgebenden Impulse fortdauernd aus der französischen

Traditon empfangen. Wer bezahlt denn nun die Kosten der „Compromisse“, aus denen sich das Staatsleben bei solch maßgebenden Factoren zusammensetzt? Sicher das Deutschthum, meines Erachtens aber auch das Gros der Bevölkerung, namentlich der mittlere und der kleine Mann. Für jenes enthält meine ganze frühere Darstellung den Beweis; den Beweis des Letzteren werde ich noch führen. Vorerst möchte ich einen Einwand beseitigen, den ich von Ihnen voraussehe.

Sie werden mir entgegenhalten, ich machte da der Mehrheit unsrer Beamten den Vorwurf, daß sie, ihrer Stellung oder Coterie zu Liebe, bewußt ihre Pflicht gegen Vaterland und Amt, ihre oberste Pflicht also, über den Haufen würfen. Das ist aber nicht meine Ansicht und liegt auch nicht in meiner Behauptung. Ich behaupte nur, daß bei der durchschnittlichen Schwäche unseres nationalen Selbstgefühls dieses Selbstgefühl bei einem Compromisse am Wenigsten mitzählt. Ich behaupte ferner, daß von maßgebender Seite bei uns — und das von jeher — die wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung im Ganzen viel zu wenig erforscht und berücksichtigt worden sind. Man hat als Wortführer der Bevölkerung und als Vertreter von deren Interessen einen sehr kleinen Bevölkerungsbruchtheil gelten lassen, dessen Interessen von denen der Mehrheit in Wirklichkeit sehr verschieden, diesen nicht selten geradezu entgegengesetzt sind. — Dadurch ist man in einen circulus vitiosus gerathen, aus dem hinauszukommen sehr schwer ist. Die Wahrheit dämmert auf, sie in ihrer vollen Nacktheit zu sehen, ist für einen der stärksten Beweggründe des menschlichen Handelns, die Eigenliebe, sehr schmerzlich; zum Mindesten ist die Wahrheit sehr unbequem, und so sieht man nicht, zum Theil will man nicht sehen, daß das bisherige Handeln im Wesentlichen jene traurigen Ergebnisse gehabt hat und fortdauernd hat. Anders handeln verlangt so viele Opfer, das Aufgeben so mancher liebgewordenen Täuschungen und Gewohnheiten; in der deutschen Presse, namentlich der des Reichslandes selbst, findet man, gesucht und ungesucht, so viele Bundesgenossen für die Halbheit. So wird von einem Tage zum andern Tage fortgelebt. Kommt einmal, blitzschlagähnlich die ganze Nichtigkeit des Erreichten beleuchtend, ein Ereigniß wie die letzte Reichstagswahl, die allgemeine meine ich, so wird mit Vertuschen gearbeitet; ein specieller Wahlerfolg, so der in Straßburg, bei dem Erschöpfung und Verlegenheit das Beste gethan haben, wird dagegen zum entscheidenden Siege aufgebauscht. Ebenso die begreifliche Freude eines festelustigen Volkes beim Anblick eines in Jugend, Kraft und Schönheit strahlenden Herrscherpaares. — Bei alledem wirkt viel Selbsttäuschung mit, braucht zum Wenigsten die

volle Erkenntniß nicht vorausgesetzt zu werden, greift der Vorwurf der bewußten Pflichtwidrigkeit nicht nothwendig Platz, geschweige denn bei Allen. Grade unter den in der Stufenleiter des Beamtenthums Hochstehenden, an der Centralstelle Arbeitenden, mag Gutgläubigkeit sehr häufig sein; wie schwer wird es allerwärts der Wahrheit, nach oben durchzudringen, zumal in unserm complicirten Staatsbetriebe und dann, wenn die unteren Stellen die Empfindung haben, die Wahrheit sei bei den oberen unwillkommen.

Wie ernst ich es mit dieser bedingungsweisen Vertheidigung meine, mögen Sie daraus ersehen, daß ich mir sehr wohl eine Entwicklung der Dinge denken kann, bei der die für mich jetzt so klare Wahrheit mir völlig unbekannt geblieben wäre, und ich mich, wie mein Temperament geartet ist, gegen Jemanden, der sie mir in so ungeschminkter, einen inneren Vorwurf einschließender Weise sagte, zuerst wenigstens sehr feindlich verhalten würde. Wenn ich statt Amtsrichter Landrichter geworden wäre und so in der Stadt das der Erkenntniß der im Volksleben thätigen Kräfte und Umstände so wenig förderliche Dasein fortgeführt hätte, so würde ich, nach Entnüchterung aus der romantischen Stimmung, mit der ich, wie wohl alle besser Gearteten, das Land betreten habe, den lieben Gott einen guten Mann haben sein lassen und mich in Egoismus eingesponnen, bestenfalls mich zu einem wirklich guten aber einseitigen Juristen ausgebildet haben. Keinesfalls wüßte ich, was ich weiß, hätte ich Veranlassung gehabt, Nachdenken und Beobachtung zu verbinden, hätte ich wirkliche Erfahrung geschöpft und die Erkenntniß dessen, was fehlt und Noth thut. Ich würde denken, reden und handeln wie die Anderen und mich wahrscheinlich ebenfalls der Wahrheit gegenüber so verhalten wie Vogel Strauß den Jägern gegenüber, die er nicht vorhanden glaubt, weil er den Kopf in den Sand gesteckt hat.

Also ich kann den in den oberen Schichten herrschenden Irrthum mir psychologisch erklären und kann ihn sogar vertheidigen. Das aber doch nur bedingungsweise. Vogel Strauß gehört nicht unter das Geschlecht der Adler. Das schaut in die Sonne! — So auch hätten unsere leitenden Männer der Wahrheit nachforschen und nicht eher ruhen sollen, als bis sie voll an's Tageslicht kam. Dann hätten sie gefunden, daß ihre *angeblichen Stützen*, die Notabeln, die ärgsten Feinde des Deutschthums sind, daß sie nicht die Geschäfte des Landes und Volkes, sondern die eigenen machen, daß sie dabei einem Zuge folgen, der stärker ist als der Einzelne, weil in der geschichtlichen Entwicklung begründet, daß sie endlich als Stützen die gebrechlichsten sind,

auf die je ein Staatsmann verfallen könnte. Ich hebe zum Beweise mit allgemein Bekanntem an.

Die in Frage kommende geschichtliche Entwicklung beginnt vor der französischen Revolution, aber erst durch sie und durch das, was aus ihren Trümmern hervorgegangen ist, hat sie den auszeichnenden Charakter empfangen.

Wenn die Revolution den Uebergang der Herrschaft von den alten Ständen auf den dritten Stand bedeutet, so sind durch diese Verbreiterung der Basis nicht blos quantitative, sondern auch sehr wesentlich qualitative Veränderungen im gesellschaftlichen und staatlichen Leben Frankreichs eingetreten.

Die Signatur des dritten Standes ist der Erwerb, der in der Regel frei gewählte, sich selbst bestimmende und leitende Erwerb. Die dadurch bedingte Entwicklung und Entfesselung aller Kräfte schließt eine wesentliche Steigerung auch des geistigen Elementes im Volksleben in sich, insofern dessen Bethätigungsgebiet wächst, und der geistigen Arbeit sich größere Aussicht auf Theilnahme an der Herrschaft in Gestalt von Geld oder Amt eröffnet. Darin wie in anderem, nicht minder Wichtigem erscheint die Herrschaft des dritten Standes als ein Fortschritt, ein sehr großer Fortschritt in der Entwicklung eines Volkes; anderseits birgt diese Herrschaft auch sehr erhebliche Gefahren.

Der Erwerb entspringt aus der Selbstsucht, an sich nicht unberechtigter Selbstsucht. Er hat einen relativ berechtigten Zweck, er hat aber, wie jeder einzelne Zweck, die Tendenz, über seine berechtigten Grenzen hinauszugehen, Selbstzweck zu werden. Diese Tendenz muß besonders hervortreten, wenn die den Erwerb repräsentirenden Volksschichten zugleich den Besitz der politischen Herrschaft haben; sie muß besonders gefährlich werden unter Verhältnissen, die bestimmten Erwerbsformen einen besonders hohen Lohn ermöglichen, obgleich sie in ihrem productiven Erfolge, in dem Aufwande von geistiger und moralischer Kraft, den sie erheischen, nicht auf entsprechend hoher Stufe, ja sogar jeweilig auf sehr tiefer Stufe, stehen. Je länger desto mehr muß unter den den Erwerb zusammensetzenden Factoren für die allgemeine Werthschätzung der Arbeitsfactor zurücktreten, der Factor des Lohnes, des Geldkapitals als seiner vornehmsten wirthschaftlichen Erscheinungsform, das Uebergewicht erhalten. Die Sucht nach Geld überflügelt alle sonstigen Beweggründe des menschlichen Handelns, die Pflichtübung verschwindet als solche immer mehr, der Ehrgeiz und der Wunsch nach Bethätigung der geistigen Kräfte ordnen sich der Geldsucht unter und

empfangen von ihr Richtung und Färbung. Geld wird das Höchste, der Schlüssel für alles Uebrige; nach ihm wird Alles geschätzt, es vermag Alles, ihm wird Alles verziehen.

Wie sehr diese Entwicklung, in der wir, nebenbei gesagt, ebenfalls schon recht tief stecken, in Frankreich Platz gegriffen, und wie tief sie das ganze Volksleben durchdrungen hat, ist so bekannt, daß es des Einzelbeweises nicht bedarf. Für diesen würde man das Zeugniß nichtfranzösischer Beobachter ganz entbehren können; die Franzosen selbst, und zwar aus allen politischen, kirchlichen und socialen Heerlagern, würden tausende von Zeugnissen liefern. Ausdrückliche und indirecte, mehr oder weniger bewußte. Wie viele z. B. liefert nicht schon der Roman, der bis zu einem gewissen Grade der Spiegel dessen sein muß, was dem Lesenden den Sinn bewegt, da er sonst nicht gelesen würde. Jeder, der im Leben steht und die Augen nicht zumacht, erlebt täglich neue Zeugnisse. Oh, qu'il est riche! Dieser Ausdruck ist fast synonym mit Glücklichpreisen. Wie oft hört man ihn in dem Munde, wie oft liest man ihn in den Zügen des weniger Bedachten! Wie beherrscht das Thema des Geldes das Gespräch! Wie fast ausschließlich bestimmt der Besitz die Tiefe des Bücklings nicht blos, sondern auch das innere und eigenste Maß der Schätzung! – Es liegt in der französischen Volksart Etwas, was die Tendenz und ihre Entwicklung befördert. Wir Deutschen, wir sind zwar recht genußsüchtig, aber wir lieben auch die Arbeit, die Arbeit um der Arbeit willen und um dessen willen, was sie für Andere schafft. Der mäßigere, in einer gewissen Weise bei der Arbeit unverdrossenere Franzose dagegen hat von jeher wohl am Erwerbe fast ausschließlich das Erworbene, also in seiner sichtbarsten Gestalt das Geld, geschätzt. Jedenfalls ist dies beim neuzeitlichen Franzosen der Fall. Der Franzose ist in eminentem Sinne „positiv" oder auch „praktisch", wie man es nennt, trotz aller Neigung zum Phrasenrausch. Und „praktischer" ist es doch wohl, sich des Erworbenen für sich zu freuen, als danach zu fragen, was Andere davon halten, wie sie sich dabei stehen, ob insbesondere die Allgemeinheit davon Nutzen hat oder nicht vielmehr Schaden.

Die schlimme Seite der geschilderten Entwicklung hat einen sehr wesentlichen Steigerungsfactor erhalten in der Art, wie vielfach die Besitzentsetzung der alten Stände zu Gunsten des dritten vor sich ging. Die in unsern Gemüthern noch immer mächtige Revolutionslegende sieht in den Dekreten, die die Güter der Kirche, der Flüchtigen, der Verdächtigen 2c. kurzweg confiscirten, zu biens nationaux erklärten

und durch Verkauf an die Privaten zu einer zunächst viel ergiebigeren Quelle des Nationalwohlstandes umschufen, also diese Legende sieht in diesem Besitzwechsel nur die zuletzt erwähnte günstige Folge und wird nicht müde, darob ihren Abgott, die Revolution, zu preisen. In den Gesetzen, die den Gutsangehörigen ohne alle Entschädigung von allen grundherrlichen Abgaben befreiten und zum freien Eigenthümer des von ihm bebauten Landes machten, sieht die nämliche Legende nur die nothwendige aber segensreiche Voraussetzung des außerordentlichen Wohlstandes, der in der landwirthschaftlichen Bevölkerung zunächst Platz griff. Die Nachbeter der Legende bedenken aber nicht, wie sehr das Rechtsgefühl im Volke dadurch hat geschädigt werden müssen. Nicht einmal so sehr durch die rechtswidrigen Depossedirungen selbst als dadurch, daß dieselben, die doch dem natürlichen Gefühle des Volkes nur als Plünderungen erscheinen konnten, gradezu glorificirt wurden als Consequenzen der reinsten Menschenliebe und der erhabensten Humanitätsgedanken. Mußte da nicht der Sinn für Redlichkeit, die Achtung fremden Rechts, die Werthschätzung des Adels der Arbeit leiden?! Zumal da, wo man sah, wie der Güterhändler erst den Eigenthümer des Gutes, auf das er speculirte, auf die Proscriptionsliste zu bringen wußte oder unter dem Deckmantel freundschaftlicher Besorgniß zur Auswanderung verleitete, dann durch Bestechung und Schrecken die Bieter fernhielt, das Gut für ein Nichts erstand, zu unmäßigem Preise weiter verkaufte, der reiche und angesehene Mann wurde, dem alle Ehrenämter zufielen und blieben, trotz aller etwaigen Regierungswechsel, trotz aller möglichen Nichtswürdigkeiten, die man sich, mehr oder weniger laut, über ihn zutrug! In wie vielen Gemeinden Frankreichs mag dergleichen nicht vorgekommen sein?! Gewiß ist es nicht überall gleich schlimm zugegangen, aber Etwas davon war überall zu finden, und sicher ist, daß das böse Beispiel bei einem Volke, das das Erworbene so hoch schätzt, tiefe Wurzeln geschlagen hat und hat schlagen müssen.

Wir sehen denn auch, in vermindertem, weniger offenen und augenfälligen Grade, wie er durch die Rückkehr geordneter Zustände bedingt war, setzte sich diese Art der Bereicherung fort. Die Ausnutzung der Noth, der Verlegenheit, der Verschwendung, der Unwissenheit, sonstiger Laster und Mißstände Anderer ist allenthalben das Mittel, das gesuchte, beförderte Mittel, sich selbst vorwärts zu bringen. Es hat schon längst seinen Makel verloren, und, wenn je in einfachen Verhältnissen der redlich Arbeitende und Verdienende sich von dem auf diesem Wege reich Gewordenen mit stiller Verachtung abwendet,

wenn in den großen Centren die Masse der Ausgebeuteten mit immer steigender Wuth und Erbitterung die Ausbeutung empfindet und zu dem bereits geleisteten Entsetzlichen noch Entsetzlicheres häufen wird, — einstweilen schwimmen die Herren von der geschilderten und von ähnlicher Sorte mit ihren Helfershelfern und Clienten noch immer oben. Ihnen gehört die Presse, die öffentliche Meinung; sie herrschen im Parlamente wie im Gemeinderathe des entlegensten Ortes in mehr oder weniger ausgeprägter Gestalt, mögen sie auch irgend welchen Schleier vorzunehmen für gut finden. Handel, Industrie und Landwirthschaft empfinden gleichermaßen das System der Ausbeutung. Jeder, der vorwärts kommen will, muß damit rechnen, ihm Conzessionen machen, ihm dienen mit einem Worte. Kein Gebiet des Lebens wird unberührt gelassen; der Einzelne muß mitthun oder darauf verzichten, sich geltend zu machen. Es bleibt ihm nur die Alternative, das was geschieht und wie es geschieht mindestens geschehen zu lassen oder sich denen zuzuwenden, die alle Ordnung durchbrechen wollen.

Wenn denn Alles dem Zugriffe, der Methode des Ausbeutungssystems unterliegt, sollte da der Mächtigste der Mächtigen, der Staat, er, der doch von Allen hiernieden an äußeren Gütern am Meisten zu vergeben hat, allein ausgenommen sein? Wenn der der Ausbeutung zu Grunde liegende Geist Alles angesteckt hat, in jedem Gliede der unendlichen Kette, die das moderne Leben darstellt, lebendig und wirksam ist, sollte da allein das mächtigste Getriebe, dasjenige, von dem alle übrigen Richtung, Maß und Grenze empfangen, unberührt bleiben können? Das ist augenscheinlich unmöglich, und so empfängt denn auch der französische Staat, proportionell zunehmend, passiv die stärksten Einflüsse vom System, muß activ dessen Gewalt verstärken helfen. So stellen sich denn in weiterer Folge dem in französischen Anschauungen Lebenden die vom Staate ausgehenden Vollmachten, wie sie insbesondere aus Amt und Mitgliedschaft der verschiedenen parlamentarischen Vertretungsformen resultiren, dar nicht so sehr als Antriebe zur Wirksamkeit im allgemeinen Interesse, wie als Mittel zur Förderung der eigenen Interessen. Auch hier unterliegt der Einzelne, auch der Wohlmeinende, dem Banne der allgemeinen Anschauung, ist von dem Zuge des Ganzen geistig sowohl wie äußerlich beherrscht.

Der Staat ist im ausgedehntesten Sinne des Wortes die milchende Kuh!

Neben dieser kostbaren Eigenschaft treten seine übrigen zurück; insbesondere gilt dies von den Pflichten, die er auferlegt, von den Beschränkungen des Handelns, die seine Existenz mit sich bringt. Wer

etwas gilt, der Notable also, wendet seine Geltung an, um sich um die Pflichten möglichst herumzudrücken; das beschränkende Gesetz sucht er auf dem Wege thatsächlicher Privilegirung loszuwerden. Unter Verhältnissen, in denen der Grundsatz: eine Hand wäscht die andere, maßgebend ist, gelingt beides, und so erleben wir denn in dem Lande der absoluten Gleichheit vor dem Gesetze das oft beobachtete Schauspiel der größten Ungleichheit in der Praxis. Wir sehen — und das ist hier das Wesentlichste, — daß mit der Notabilität der bezügliche An, spruch von selbst in der allgemeinen Anschauung verbunden ist, nicht minder der weitere auf Bevorzugung bei dem Melkgeschäfte.

Wohlgemerkt, das ist der Zug des Ganzen, die allgemeine Anschauung; selbstverständlich gibt es Ausnahmen, und selbstverständlich wird es nicht an die große Glocke geschlagen. Die Gleichheit bleibt vielmehr die fable convenue. Man wetteifert sogar, die letzten Reste anscheinender rechtlicher Ungleichheit zu beseitigen. Irre ich nicht, so ist in letzter Zeit in Frankreich das Institut des einjährigen Dienstes beseitigt worden. Das klingt sehr schön und läßt sich prächtig zur Drapirung verwenden. In Wahrheit wird die Maßregel zur größten Ungleichheit führen. Der einjährige Dienst mit seinen aus der Natur der Sache folgenden Erleichterungen ließ sich ertragen; der mehrjährige ohne irgend welche Erleichterungen würde überall unerträglich drücken, zumal in Frankreich, wo die persönliche Staatsleistung so wenig in den Sitten liegt und in Achtung steht. Mit den Herren von der Ersatz-Commission läßt sich aber, wenn man notabel ist, ein Wörtchen reden, und wo es gilt, den Sohn von einer so unvernünftigen Pflichtenausdehnung zu befreien, wird auch alle Hebel einsetzen, wer, mehr oder weniger gern, den Sohn einjährig dienen ließ. Als schließliche Folge werden wir ein fast vollständiges Verschwinden der gebildeten und wohlständigen Elemente aus der französischen Armee erleben.

Wir haben es hier mit alle dem nur insofern zu thun, als die geschilderte Entwicklung auch in Elsaß-Lothringen stattgefunden und Spuren zurückgelassen hat, zur Zeit der Annexion in Sitte, Verkehr und sonstiger Lebenspraxis maßgebend war und seitdem geblieben ist. Es würde ohne Weiteres anzunehmen sein, daß die von uns annektirten Theile Frankreichs von einer für die übrigen so grundlegenden Entwicklung nicht frei bleiben konnten. Zudem ist es ja bekannt, daß nirgends mehr als im Elsaß Alles, was mit der Revolution zusammenhängt, feste Wurzeln geschlagen hat. In dem durchgängig conservativeren, weniger beweglichen Lothringen möchte die Entwicklung

weniger durchgeführt erscheinen, wenn nicht die Volksart an sich der Bildung einer Notabelnherrschaft besonders günstig wäre, und wenn nicht die außerordentlich geringe Entwicklung des Gemeingeistes jener Anschauung vom Staate als der milchenden Kuh zu Hülfe käme. Genug, als Facit für das ganze Land wird Niemand, der es kennt, bestreiten, daß die Notabilität fast ausschließlich an das Geld geknüpft ist, daß von diesem der Satz non olet auf seinen Besitzer übertragen wird, so daß der Ursprung und die Quelle des Erwerbes für die allgemeine Geltung kaum in Frage kommen, möchten sie noch so trübe sein, daß endlich nirgends weniger als in unserm Lande von den Notabeln der Satz gilt: noblesse oblige, daß vielmehr dieser Adel von Revolutions Gnaden mit seinem Einflusse vor Allem für sich Geschäfte machen will, daß dies in seiner Natur liegt und demnach zur Geltung kommt, auch da, wo die Einzelpersönlichkeit einen recht wohlwollenden Zug trägt.

Dieser neue Adel ist aber zugleich ein schwankendes Rohr für den, der sich auf ihn stützen will. Richtiger noch ist das Bild von dem Triebsande, dem der Wanderer zu seinem Schaden traut. Zwar insofern liegt in dem Notabelnwesen etwas Stetiges, als es die zahlreichen Staatsumwälzungen, die Frankreich seit jener ersten größten erlebte, überdauert hat und vielleicht niemals mächtiger gewesen ist, als jetzt unter der dritten Republik. Man möchte vielleicht sogar sagen und man hat wohl auch gesagt, daß alle diese Veränderungen nur Dekorations- oder Firmenwechsel sein, und daß die Herrschaft im Wesentlichen immer bei den Nämlichen bleibe, da die jeweilig den Namen hergebende Firma sicher ist, das Gros der am Ausbeutungsgeschäfte Theilnehmenden zu sich herüberzuziehen. Das ist ja Alles richtig; die Ursachen sind dauernde, aus denen die herrschende Classe entstanden ist und ihre Nahrung zieht, so hat denn auch die herrschende Classe selbst Dauer. Aber anders wie bei sonstigem Adel, bei dem der Wechsel der Individuen im Wesentlichen durch die Folge der Geschlechter bedingt ist, ist hier bei den der gleichen Generation angehörenden Individuen noch ein besonderer Wechsel zu beobachten. Das bewegliche Moment des Erwerbes überträgt sich naturgemäß auf die, die aus ihm ihre Macht schöpfen; wer heute Alles gilt, ist morgen Nichts mehr, und umgekehrt, wer heute nur mitzählt in der großen Masse, sitzt morgen als großer Herr obenan.

Dieses Auf- und Niedertauchen wird immer häufiger, seitdem der Erwerb, je länger je mehr, die Form der Speculation annimmt. Und dann, wenn es richtig ist, daß die regierende Classe Convent, Directorium,

erstes Kaiserreich, Restauration, Ludwig Philipp rc. überdauert hat, und als Ganzes aus jeder Erschütterung nur noch mächtiger hervorgegangen ist, ebenso sicher ist es, daß das Gros der Classe jeden der genannten Machtfiguranten in der Gefahr im Stiche gelassen hat. Die Unzuverlässigkeit, Engherzigkeit, Unfähigkeit des Opferbringens, Kurzsichtigkeit, Feigheit, ist das Kennzeichen der Classe. Kein zufälliges Kennzeichen. Sie haben eben ein schlechtes Gewissen, sie haben keinen Glauben an sich selbst, keine Ueberzeugung von der ethischen Berechtigung ihrer Herrschaft. Nur der Geist verbindet und kräftigt; die Interessen in ihrem bunten Gegensatze wirken trennend und lähmend.

Noch in anderer Hinsicht hat in Frankreich die breitere Basis, aus der die jeweiligen Machthaber hervorgehen, qualitativ ungünstig gewirkt. Sitte, Lebensweise, Geistesrichtung und Geistesinhalt haben die Wirkung des einzig noch geltenden Adelsbriefes und der Menge seiner Inhaber verspürt. —

Zwar, rein äußerlich genommen, hat es den Anschein, als ob den Wenigen nur Mehrere succedirt hätten; Sprache, Umgangsformen, Lebensgewohnheiten, sogar die Stundenvertheilung des Tages sind die gleichen geblieben, die geistige Arbeit trägt noch die nämlichen Züge und bewegt sich in den nämlichen Geleisen wie früher. Ja, das Grundlegende und Abschließende, das die Periode des 17. und 18. Jahrhunderts für Frankreich gehabt hat, zeigt sich darin, daß der ungeheuren Fortschritte ungeachtet, die alle Wissenschaften, in Deutschland z. B. Theologie und Philosophie, seitdem gemacht haben, der gebildete Franzose noch heute auf den Katechismus jener Periode schwört, sei es nun der Bossuet's oder der Voltaire's, und daß er im Durchschnitt darüber gar nicht hinauskommen zu können scheint. Aber der französische Geist hat, ohne je einen erhabenen Flug genommen zu haben, doch stets etwas Aristokratisches, richtiger vielleicht etwas Ausgesuchtes, nur einer Minderzahl Zugängliches gehabt. Seine Blüthe, die eigenthümliche Harmonie, mit der er Geist und Gemüth, Familie und Gesellschaft, das private und das öffentliche Leben, die wissenschaftliche Erörterung wie die geistige Tändelei durchdringt, diese Harmonie setzt einen Lebenskreis voraus, der, über den Nöthen des täglichen Lebens und Bedarfs stehend, Zeit, Muße und geistige Freiheit hat, um das anmuthige geistige Spiel von heute an das gestrige zu knüpfen und auf den morgigen Tag überzuleiten. Dies geistige Spiel sucht weniger die Tiefe, den eigenartigen, mächtigen Gehalt als die virtuose Ausgestaltung und Variirung des Bekannten, Allen nahe Stehenden. Es erfordert vor Allem in den Kreisen, die

es berührt, Tradition und Beharren, Vermeiden jeder einseitigen Tendenz, die immer etwas Brutales hat, einen gewissen gehaltenen Ton auch in der Leidenschaft, die Bändigung der Leidenschaft nicht sowohl durch ihre innere Ueberwindung als durch das ne quid nimis. Die Leidenschaft für das Geld ist diesem Standpunkte nicht so sehr an sich, sondern vornehmlich deßhalb verwerflich, weil sie erfahrungsgemäß das Behagen besonders stört, den Sinn ganz gefangen nimmt und alles Maß überschreitet, etwas besonders Brutales hat.

Wenn also der Blüthe oder besser dem Idealzustand, dem Vorbildlichen dessen, was die französische Gesittung auszeichnet, unter den Leidenschaften diejenige innerlich am meisten widerspricht, am gefährlichsten ist, die die moderne Entwicklung in Frankreich auf den Thron gesetzt hat, wenn ferner diese Blüthe nur in einem beschränkten Kreise zur Entfaltung gelangen kann, so muß das Gemisch von Demokratisirung und Plutokratie, das den gegenwärtigen Zustand kennzeichnet, auf die Dauer diesen höchsten Stolz jedes Franzosen, die französische Civilisation, zerstören. Daß sie nicht mehr auf ihrer alten Höhe steht, dafür würden die aus Frankreich selbst laut werdenden Stimmen genügenden Beweis liefern; das geistige und gesellschaftliche Leben in Frankreich, von dem des Staates ganz zu geschweigen, unterliegt immer mehr einem bestenfalls verflachten, banausischen, häufig aber rohen und gemeinen Ton. Die guten Manieren des Franzosen, wer hat sie nicht rühmen hören? Nun, man gehe in ein Café, in dem die s. g. bessere Classe verkehrt, und fühle sich nicht angeekelt von dem Getriebe, von dem widerwärtigen Spucken, von der geradezu anstößigen Gewohnheit, die Hände so tief als möglich in den Hosen zu vergraben. Es ist nicht anders: aus der französischen aisance der Manieren ist durch die Zwischenstation der nonchalance hindurch die insolence breit und frech herausgewachsen. Wenn ich das, was wir 1870 von französischen Offizieren gesehen haben, vergleiche mit dem Benehmen der unsrigen, das ja nicht immer bequem aber fast stets gehalten und würdig, auf sich selbst achtend ist, es wenigstens sein will, so scheinen mir die Rollen unter den zwei Nationen getauscht zu sein. Selbst die schöne Sprache leidet, dieses für den edelsten dichterischen Ausdruck und den Ausdruck der höchsten Gedanken nicht hinreichend biegsame und kräftige, aber sonst so durchgearbeitete und in sich vollendete, bequeme Geisteswerkzeug, das Jedem, der es einiger Maßen beherrscht, für den täglichen Lebens- und Geschäftsgebrauch die fertigen Gedankenreihen gradezu zuträgt. Selbst dieses Werkzeug

also ist in der Entartung begriffen, so wahr ist es, daß jedes Geistesproduct zu seinem Fortgedeihen der geistigen Neubelebung bedarf und unter dem Hauche der Materie verkommt.

In umgekehrtem Verhältniß zu dem allgemeinen Verfall des geistigen, sittlichen und ästhetischen Besitzthums wächst der Hochmuth und Dünkel der Franzosen anderen Völkern gegenüber, ihre Blindheit für eigene Fehler, ihre Neigung, die Schwächen fremder Volksart in grelles Licht zu stellen und deren Vorzüge zu ignoriren. Es wächst damit die schon in früheren Jahrhunderten zu Tage getretene Rücksichtslosigkeit gegen fremdes Recht, die Meinung, das französische Volk könne sich gegen andere Völker Alles erlauben, selbst aber sei es unantastbar und unverantwortlich, habe eine höhere Ehre.

Genährt ist diese Steigerung einer uralten Selbstüberschätzung durch den Umstand, daß mit der französischen Revolution zunächst eine ganz außerordentliche Zunahme des Wohlstandes und der Geltung nach Außen, die glänzendste Periode auch der französischen Kriegsgeschichte, der prépondérance légitime eintrat. Die anderen Völker, namentlich wir Deutschen, haben beigetragen die französische Selbstüberschätzung immer höher zu schrauben. Wenn die Franzosen z. B. mit der ersten Revolution Cultus treiben, gibt es nicht auch unter uns noch jetzt Unzählige, die von ihr eine neue Aera der Humanität und Freiheit datiren, die nicht zu sehen vermögen und gewillt sind, daß sich die bescheideneren Blüthen, die bei uns gezeitigt waren, völlig selbstständig, unserer Art mehr entsprechend, längere Dauer verbürgend und vor Allem Gerechtigkeit gegen Andere gestattend entwickelt hatten? Wenn ferner die Franzosen für sich das Privilegium des guten Geschmackes in Kunst und Litteratur, im Schmucke des täglichen Lebens in Anspruch nehmen, wenn sie für ihre Sprache im Verhältniß zu andern allgemeine Kenntniß und Anwendung als etwas Selbstverständliches vindiciren, muß nicht unser Verhalten zu diesen theils verjährten und überholten, theils jederzeit nur angemaßten Ansprüchen die Franzosen in ihrem Irrthum bestärken? Wenn der Franzose nach Deutschland kommt und findet, daß Jedermann sich seiner Unverfrorenheit, nur die eigene Sprache anzuwenden, sofort und widerspruchslos unterwirft und mitparlirt, wenn die grenzenlose und naive Unwissenheit und wegwerfende Art, die er deutschem Wesen gegenüber entwickelt, mit der größten Geduld ertragen wird, und wenn umgekehrt seiner Hervorhebung alles Französischen und seinen Aufschneidereien statt höflicher Kühle fast allenthalben verständnißinnige und beifällige Aufmerksamkeit sicher ist; wenn also der Franzose bei

uns dies Alles sieht und erlebt, muß er da nicht erst recht denken: „Wir sind Alles und ihr seid Nichts?!“

Die Franzosen haben sich und ihr Volksthum jederzeit überschätzt; es bis zur Selbstvergötterung zu bringen, ist der durch die Revolution eingeleiteten Entwicklung vorbehalten geblieben. Man möchte fast sagen, diese Selbstvergötterung sei das einzige ideale Moment, das die Franzosen noch gemeinsam haben, das Jedem von ihnen eignet, er mag sonst auf geistigem, staatlichem und kirchlichem Gebiete irgend welche Ziele verfolgen und mögen diese Ziele zu weiteren Abgöttern führen oder dem wahren, einzigen Gotte zustreben. Abgöttisch ist diese Selbstvergötterung, das ist sicher, aber sicher auch ist es, daß sie dem französischen Wesen untrennbar anhaftet. Wer französisch denkt und fühlt, kann fremder Art nicht gerecht sein, er mache denn eine innere Wandlung durch, die nur wenigen höheren Naturen möglich ist, denn sie ist eine wirkliche Wiedergeburt. Die Meisten bleiben diesem geistigen Banne ihr Leben lang unterthänig, und, was sie fühlen und denken, was ihnen ein so wesentlicher Theil des geistigen Lebensinhaltes ist, das wollen sie auch auf ihre Nachkommen vererben, die ihnen ja sonst innerlich fremd aufwachsen.

In dieser Lage nun sind, diesem geistigen Zwange unterstehen unsre Notabeln. Sie sind und bleiben unsre Gegner; der Einzelne ist diesem Zwange gegenüber wehrlos, mag er persönlich von noch so aufrichtigem Wohlwollen beseelt, noch so friedlich und loyal gesinnt sein. Ist er ausnahmsweise, sei es durch die Kraft des Geistes und Charakters, sei es durch eine besondere Stärke der deutschen Anlage, die ihm als Elsässer oder Lothringer deutscher Zunge anhaftet, zu jener Wiedergeburt befähigt und geschritten, so hat er, will er anders die neu gewonnene Ueberzeugung auch bethätigen, zuvor noch den Ring zu durchbrechen, den die eigene anders geartete Vergangenheit, den die Rücksicht auf Verwandte, Freunde und Geschäftsinteresse, den endlich jene Achterklärung darstellt, deren er bei den bisherigen Genossen in der schroffsten Durchführung sicher ist.

Also auf eine innere Umkehr haben wir bei einer irgend in Betracht kommenden Zahl unserer Notabeln nicht zu rechnen, hätten wir früher noch viel weniger rechnen dürfen.

Zu den vorstehend dargelegten Gegentrieben kommt für das Notabelnthum als solches, von seinem specifisch französischen oder, wie Fürst Bismarck sich ausdrückt, pariserischen Ursprunge und Charakter abgesehen, für das Notabelnthum als Classe also kommt als weiteres Gegenmoment noch hinzu, daß es sich mehr oder weniger klar

bewußt ist, Notabelnherrschaft vertrage sich mit der deutschen Auffassung des Berufes, zu regieren, auf die Dauer nicht. Das ist auch richtig, richtig trotz der Thatsache, daß wir gerade in Elsaß-Lothringen von jeher den Notabeln einen übermäßigen Einfluß und Spielraum gewährt haben, dies noch thun und während der Manteuffel'schen Statthalterschaft in solchem Maße gethan haben, daß die Notabelnherrschaft eine schier absolute war. Trotz dieser Thatsache lebt der innere Gegensatz fort, dessen sich die Notabeln, wie erwähnt, mehr oder weniger klar sind. Er beruht darauf, daß von den beiden Seiten, die der Beruf zu regieren einschließt: Recht und Pflicht, die deutsche Auffassung die Pflichtseite betont, während die Notabelnherrschaft wenn je eine, als der Typus der Auffassung der Herrschaft als eines Rechtes erscheint, und gar als eines nutzbaren, in Geldwerth abzuschätzenden Rechtes.

Das empfinden die Herren, und diese Empfindung verstärkt ihre Feindschaft gegen uns. Es ist, mutatis mutandis, etwas Aehnliches wie das, was die römische Hierarchie — nicht den Katholicismus als solchen — in unversöhnlichen Gegensatz zu unsrer preußisch-deutschen Staatsentwicklung stellt. Da haben wir es erkannt, und Fürst Bismarck hat dem in einer seiner großen Reden Ausdruck gegeben, mit dem Schlußergebniß, zum Frieden könne es nicht kommen, höchstens zu einem modus vivendi.

Jeder Vergleich hinkt, so auch der zwischen dem Notabelnthum in drei früher französischen Departements und zwischen der weltumspannenden Macht der römischen Hierarchie. Was will jenes gegen diese bedeuten! Wir thun also dem Notabelnthum viel zu viel Ehre an, wenn wir ihm gegenüber ein Verhalten einschlagen oder für angebracht halten, das in noch so geringem Grade die Anerkennung einer gewissen Gleichberechtigung einschließt.

Wir können und sollen uns des Daseins des Notabelnthums bewußt sein und zwar als einer deutschfeindlichen Gewalt. Wenn wir aus irgend welchen Gründen davon absehen, diesen feindlichen Factor kurzweg zu zerbrechen, wenn wir also auch ihm gegenüber einen modus vivendi vorziehen, so ist dies unser guter Wille, kein politisches Gebot. Der Gegner, dem wir statt sofortiger Vernichtung den Fortbestand gestatten, muß jederzeit unter dem Eindrucke leben, daß ihm eine Gnade zu Theil werde und er seinerseits dafür zu sorgen habe, diese Gnade nicht zu verwirken; er muß uns Bürgschaften stellen, daß er das Eingeräumte oder Belassene nicht gegen uns verwenden werde,

er muß als Gegenleistung seinen Einfluß auf die breiteren Volksschichten in unserm Sinne in Bewegung setzen. Wir unsererseits müssen uns jederzeit vor Augen halten, daß die inneren Gegensätze fortbestehen, daß sie an sich unversöhnlich sind, daß unsere Duldung nur eine vorübergehende sein kann, daß die neue Generation, unter der der dauernde Zustand eintreten soll, in der Anschauung aufwachsen muß, der frühere sei nicht blos unhaltbar, sondern auch der der eigenen Auffassung fremde. Grade das, daß die Herzen der neuen Generation uns gehören, das ist das Wesentliche, der einzige Preis der unsere Duldung lohnt.

Wenn die Herzen der neuen Generation uns gehören sollten, wenn ihre Auffassung des Staats- und öffentlichen Lebens überhaupt deutsche Färbung annehmen mußte, so bedeutete dies einen Zustand, bei dem die Jungen und die Alten in ihrem innersten Empfinden auseinander zu gehen hatten. Die Alten sollten das nicht blos nicht hindern, sondern sogar befördern. Es ist dies wohl das Schwerste, was man der menschlichen Natur zumuthen kann, sieht doch Jeder in den Kindern die Fortsetzer des eigenen Lebens und Fühlens, ein Stück des eigenen Selbst und bringt nur um deßwillen die Fülle von Opfern dar, die das elterliche Verhältniß vor jedem andern menschlichen Verhältnisse erfordert.

Es ist zweifellos, daß ein modus vivendi, der eine solche Zumuthung an das Elternherz stellt, von dem davon betroffenen Theile Widerstand zu erwarten hat, und daß der Widerstand von der schwersten Forderung aus sich auf alle übrigen ausdehnen muß, jemehr die Gefahr, der man entronnen ist, aus der unmittelbaren Empfindung in die Vergangenheit zurücktritt, und sich damit die Erinnerung an das, was man Alles durch die Gnade des Siegers gerettet hat, abstumpft. Ich meine die Erinnerung als sozusagen schreckende Macht, nicht als Quelle des Dankbarkeitsgefühls; in dieser Eigenschaft dürfte sie verständiger Weise aus jeder politischen Berechnung wegbleiben.

Dem zu erwartenden Widerstande war von uns, soweit einzelne Bethätigungen in Frage kamen, in der energischsten Weise mit Gewalt zu begegnen. Alle bezüglichen Machtmittel waren zusammenzuhalten und zu vermehren. Generell mußte jeder zur Wahrung des Unsrigen Berufene, also z. B. jeder Beamte, davon durchdrungen sein, es gelte rastlose Wachsamkeit, Anspannung aller Kräfte, Zurücktreten aller anderen Gesichtspunkte gegenüber dem nationalen. Den ethischen Quellen des Widerstandes gegenüber mußte die Ueberzeugung zu unausgesetztem Ausdrucke kommen, daß wir die höhere Geistesart und Cultur vertreten, und daß die Theilnahme daran jeden Verlust an

Sonstigem, selbst die Entfremdung von Eltern und Kindern, überwiege. Zum mindesten mußten wir uns durch das lenken lassen, was man den gesunden Staatsegoismus nennen kann: die Erwägung, daß wir uns die Nächsten sind, und daß kein Staat ungestraft einen Theil von sich selbst unter fremdem Einflusse belassen darf, unter dem Zwange fremden Geistes so wenig als unter dem directer Gewalt.

Das Alles ist so selbstverständlich, daß Sie sich schon lange sagen werden: „Sind das Geheimplätze! trägt der Eulen nach Athen! das weiß doch jedes Kind! wozu das Breittreten?!“ Und doch, nicht eine dieser selbstverständlichen Voraussetzungen ist erfüllt worden. Der von mir in seine Einzelbestandtheile, wenigstens einige davon, zergliederte modus vivendi ist der, den die deutsche Politik gewählt hat. Sie hätte dementsprechend auch im Einzelnen verfahren sollen. Was ist statt dessen geschehen?

1. Das Notabelnthum ist unser Feind. Diesen Feind haben wir im Landesausschuß zur Landesvertretung erhoben.

2. Das Notabelnthum vertritt seine eigenen Interessen. Diesen Moloch haben wir mit Wohlthaten gefüttert. Soweit der Staat etwas zu vergeben hat, den Notabeln ist es zugeflossen: übertriebene Entschädigungen, gewinnreiche Lieferungen, Bevorzugung bei Wege- und Eisenbahnbauten, bei der Aushebung, Zollerleichterungen, Befreiung von betriebscontrolirenden Fabrikgesetzgebungen, Erlaß von Geldstrafen, Erleichterung der Auswanderung, Bevorzugung der jüngeren Generation bei der Beamtenbesetzung, Durchbrechung des Instanzenzuges 2c.

3. Das Notabelnthum übt einen großen Einfluß auf die breitern Volksschichten aus. Diesen Einfluß haben wir so gestärkt, daß er zur Herrschaft geworden ist, den unsrigen hemmt. Wir haben z. B. die Entscheidung bei den Wahlen ganz in die Hände der Notabeln gespielt. Der kleine Mann, der irgend einen Wunsch an die Verwaltung hat, weiß, er thut am Besten, die Vermittlung eines Notabeln anzugehen. Das gilt noch jetzt. Nun wohl, die Erfüllung des also vermittelten Wunsches wird dem Vermittler zugeschrieben, der dies gegebenen Falls im französischen Parteisinne discontirt; der wirklich Gewährende, der Staat, hat von der Erfüllung für sich, für seinen Einfluß nur Einbuße. Mag er also versagen oder erfüllen, der Staat ist immer geprellt.

4. In der von uns geschaffenen Organisation des Notabelnthums, dem Landesausschuß, und in den Bezirksräthen für Ober-Elsaß, Unter-Elsaß und Lothringen spielen die Notare eine große Rolle. Schon

durch ihre Zahl, aber auch durch ihre relative Geschäftsgewandtheit und ihre nicht bloß relativ bedeutende Kenntniß von Land und Leuten, soweit die wirthschaftliche Seite in Betracht kommt. Das Notariat in Elsaß-Lothringen verdient als typisches Beispiel unsrer Verhältnisse eine längere Betrachtung. Zudem bin ich mit dem Einschlägigen genau bekannt. Gestatten Sie mir also, unsern bezüglichen Mißgriffen einen längern Abschnitt zu widmen.

Das Notariat bildet in der französichen Gerichtsorganisation einen sehr wichtigen Factor. Es ist ihm fast die ganze freiwillige Gerichtsbarkeit übertragen. Die Notare haben außerdem thatsächlich eine den Bodencredit, namentlich den landwirthschaftlichen Credit, überall berührende, vielfach beherrschende Stellung. Man bezeichnet sie treffend als die Familienbeichtväter und Hypothekenbankiers.

Ihre Bezahlung empfangen die Notare theils durch einen sehr hohen Tarif, theils in Incasso- und Vermittlungsgebühren jeder Art, natürlich auch in der Differenz der Zinssätze, zu denen sie Geld erhalten und wieder ausleihen.

Die Notare unterliegen der Aufsicht der Staatsanwaltschaft und der Disciplinargerichtsbarkeit der Tribunale (Landgerichte). Damit concurrirt Aufsicht und Disciplinargewalt selbstgewählter Notariatskammern, die, der Bedeutung des ganzen Institutes entsprechend, erheblichen Einfluß haben und natürlich ihren Charakter als Interessenvertretungen nicht verleugnen können.

Eine gewöhnlich übersehene, aber sehr wichtige Seite des notariellen Geschäfts bildet seine Vorschußpflicht für die Enregistrementsgebühren der Notariatsacten dem Staate gegenüber. Das Enregistrement ist eine spezifisch französische, sehr reichlich fließende, in alle Verhältnisse eingreifende, den Immobiliarverkehr insbesondere schwer belastende Finanzquelle, am ehesten unserm Stempelwesen vergleichbar. Ein besonders wichtiger Zweig ist der Sterbfall (Erbschaftsabgabe), auf dessen jeweilig sehr hohe Beträge die notarielle Vorschußleistung in vielen Fällen durch Uebung erstreckt worden ist.

Die Leistung der fraglichen Vorschüsse setzt beim Notar ein sehr erhebliches Betriebscapital voraus. Zu gleicher Voraussetzung führt der Umstand, daß die Notariatsstellen käuflich sind. Da die Notare keine juristischen Studien zu machen brauchen, übernimmt häufig, wohl regelmäßig, der erste Schreiber vom Prinzipal die Etüde zu einem Preise, der größtentheils stehen bleibt, dessen Abtragung natürlich die nächste Sorge des Erwerbers sein muß. Ein Wechsel der Etüden in

der nämlichen Hand ist, wenn das Geschäft gut geht, sehr selten; die Käuflichkeit und das stark eingesetzte Betriebscapital begründen, jene die rechtliche, dieses thatsächliche Unversetzbarkeit.

Wie in Allem hat auch im Notariate die speculative Richtung des modernen Verkehrs den Erwerbspreis der Stellen sehr in die Höhe geschraubt. Außerdem ist die Geschäftsbasis durch das Sinken des Zinsfußes, durch die abnehmende Sicherheit der Capitalanlage in Immobiliarwerthen und Anderes sehr alterirt worden. Um so größer muß die Lockung sein, den der Spekulationsgewinn an der Börse und in gewagten Erwerbsgeschäften auf den Besitzer so erheblicher flüssiger Mittel ausüben muß.

Thatsächlich ist das Notariat, das früher, allen Berichten zufolge, im Durchschnitt als ein Muster von solidem Erwerbe galt, in den allgemeinen geschäftlichen Fieberzustand hineingezogen worden; die jährliche Zahl von Notariatszusammenbrüchen in Frankreich ist sehr groß, ja geradezu erschreckend. Jeder Zusammenbruch zieht zahlreiche Personen, namentlich aus den ärmeren Kreisen, die zumeist den Notaren ihr Geld anvertrauen, in Mitleidenschaft.

In diesem Entwicklungsstadium befand sich bereits das Notariat, als wir die Herrschaft in Elsaß-Lothringen übernahmen. Mit dem bürgerlichen Rechte des Code Napoléon und der französischen Civilprozeßordnung wurde, wie deren sonstige Vollzugsorgane, auch das Notariat erhalten. Es wurde indessen die Käuflichkeit als mit unsrer Grundanschauung von staatlicher Amtsübertragung aufgehoben. Im Uebrigen verblieb es im Wesentlichen beim Alten, abgesehen von einer neuen Taxordnung, über die die Notare sich nicht zu beklagen hatten, und von der Recrutirung der Notare aus Juristen, die lange Jahre mehr Programm blieb als Wirklichkeit wurde.

Die Ablösungssummen, die den Inhabern von Notariatsstuben zuerkannt wurden, übersteigen nach allgemeinem Urtheil sehr wesentlich die Ankaufspreise oder den wirklichen Werth. Die bestehenden Notare machten also ein gutes Geschäft. Außerdem kam ihnen zu Gute, daß vielfach zur Erledigung gelangende Stellen nicht wieder besetzt wurden. Kann man dafür vielleicht noch objektive Gründe anführen, wie ist dies möglich angesichts der Thatsache, daß die übersetzten Ablösungssummen, die naturgemäß doch erst dann ihren Fälligkeitstermin hatten, wenn die früher bestehende Käuflichkeit zum Zuge kam, also mit dem Wechsel des Inhabers durch Austritt oder Tod, daß also diese übersetzten Ablösungssummen vorher zur Auszahlung kamen. Entweder sofort oder doch sehr bald.

Die zahlenmäßige Berechnung dessen, was der Staat dadurch an Zinsverlust erlitten hat, implicirt für sich allein einen sehr ernsten Vorwurf gegen das Ablösungsverfahren. Aber, was wiegt dieser Vorwurf gegen den der Vergeudung von staatlichen Machtmitteln, begründet darin, daß mit der Käuflichkeit, dem einzigen Grunde der notariellen Unversetzbarkeit, nicht auch diese beseitigt wurde. Vergegenwärtigen Sie sich aus dem Vorigen, wie tief die notarielle Wirksamkeit eingreift, wie gefährlich sie unter Umständen dem allgemeinen Besten werden kann, wie im Zuge der Zeit eine stetig zunehmende Steigerung dieser Gefahr begründet war, so hätte die Justizverwaltung die Versetzbarkeit, die beliebige Versetzbarkeit der Notare, als selbstverständliche Folge der neuen Ordnung aussprechen müssen. Schon darum, weil sie als bloßes Schreckmittel eine ganze Reihe von Ausschreitungen, die jene Gefahren impliciren, verhüten mußte, dann aber, weil sie eine überaus wirksame Waffe gegen den Hartnäckigen und Renitenten bildet.

Die Verkündung der Versetzbarkeit wäre zugleich die Rückkehr zum gemeinen Rechte gewesen. Das französische Amtsrecht kennt außer den Collegialrichtern und den Inhabern käuflicher Stellen nur beliebig versetzbare Beamte; darüber hinaus sind sehr viele Beamte, darunter sehr hohe, z. B. Minister, Präfecten, Unterpräfecten, sogar beliebig und ohne Pension entlaßbar. Die Notare konnten sich daher nicht beklagen, wenn sie diesen Kategorien gleich gestellt wurden. Daß ihre Ausnahmestellung nicht auf gleichen Erwägungen wie bei den Richtern beruhte, zeigt die bloße Anführung der ebenfalls privilegirten übrigen käuflichen Aemter: Gerichtsvollzieher, Gerichtsschreiber, Anwälte, Auctionatoren.

Wichtiger als dieser rechtliche Erwägungsgrund erscheint ein solcher allgemein politischer Natur.

In jedem neu eroberten Lande müssen die Centralstellen verständigerweise wünschen, über die ausführenden Organe und Hülfsbeamten eine möglichst große Gewalt zu haben. Das gilt von der Justizverwaltung nicht minder wie von jedem anderen Verwaltungszweige. In Elsaß-Lothringen nun blieb von den höheren Beamten der Justizverwaltung nur ein sehr geringer Bruchtheil zu unsrer Verfügung; nur die officiers ministériels — so nennt man die Inhaber käuflicher Aemter — stellten uns ein zahlreicheres Contingent, unter diesen am Wenigsten die Anwälte, am Meisten aber die Notare. Wenn sonach die fast durchgängige Neubesetzung der Richterstellen mit Altdeutschen die politischen Gründe, die sonst etwa eine Erweiterung der richterlichen Absetzbarkeit und Versetzbarkeit empfohlen hätten, nicht

aufkommen ließ, wenn man sogar die — französisch-rechtliche — Versetzbarkeit des Einzelrichters aufhob, um wieviel lauter mußten politische Gründe dafür sprechen, sich zu Herren derjenigen Beamtenklasse zu machen, die fast ausschließlich aus Einheimischen fortbestehen blieb und schon aus diesem Grunde, von allen übrigen abgesehen, einen Gegensatz zum neuen Zustande darstellte! Ferner: ließ sich auch damals die spätere Entwicklung, die in so überschwänglicher Weise das einheimische Element über das zugewanderte hinaushob, nicht voraussehen, so war doch so viel bereits zu ersehen, daß die Auswanderung aller irgendwie der Intelligenz angehörigen Kreise eine sehr große sei und bleiben werde, daß es mithin politisches Gebot sei, den verbleibenden Bestand an die neue Gestalt der Dinge wirksam zu fesseln, aus den alten Kreisen in die neuen ganz herüberzuziehen, sich denselben dauernd abhängig zu machen. Als wirksamstes Mittel empfahl sich, wenn nicht allein, so doch in erster Reihe, die Furcht. Namentlich hier, wo die Verknüpfung von Furcht und Interesse nahe lag und in allen Verhältnissen begründet war.

Die deutsche Verwaltung hat die Verknüpfung von Dankbarkeit und Interesse vorgezogen.

Nun 'ist die Dankbarkeit eine köstliche Frucht auf dem Baume der Menschheit, die köstlichste vielleicht. Sie ist der freie Tribut des Empfangenden an den Gewährenden, das Samenkorn, das die Gabe im Herzen des Beschenkten aufgehen läßt. Sie wird nur dem, der von Herzen gibt und von dem, der mit dem Herzen empfängt. Nicht die Größe und der Werth der äußeren Gabe bestimmt sie sondern der Werth der Gesinnung, in der gegeben und empfangen wird.

Eine so köstliche Frucht muß selten sein. Die Erfahrung bestätigt es. Welche Opfer können in Vergleich gestellt werden mit denen, die die Eltern ihren Kindern bringen? Wie selten lohnen die Kinder ihren Eltern mit Dankbarkeit? Sagt es nicht schon das Sprüchwort, wonach ein Elternpaar zehn Kinder, aber zehn Kinder nicht ein Elternpaar zu ernähren vermögen?

Wo uns kindliche Dankbarkeit begegnet, da wird sie zumeist strengen Eltern zu Theil. Mit Recht, denn strenge Eltern geben ihren Kindern nicht blos die äußere Gabe und ihr Herz, sondern auch das Beispiel der Selbstbezwingung des Herzens; des Herzens Drang möchte den Kindern nie wehe thun, die Einsicht der wahren Liebe bezwingt diesen Drang.

In der Politik zumal ist Dankbarkeit derjenige Factor, der regelmäßig außer Berechnung bleiben muß. Nicht, daß der Staat irgend

eines ethischen Momentes entrathen müßte, aber auf den Staat zumeist ist das Wort zu übertragen: „Hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Nur langsam entwickeln sich die Machtfactoren zu solchen des Rechts; ihre Verklärung zu freiwilligen Leistungen der Dankbarkeit ist die letzte seltenste Blüthe. In einer langen Vereinigung von gegenseitiger Treue, wie sie z. B. das Band zwischen dem preußischen Volke und seinem Königshause darstellt, da kann die Blüthe zur Frucht reifen und sich herrlich bethätigen. So geschah es z. B. in den Jahren der Befreiungskriege, aber characteristischer Weise hatte grade damals die Krone am wenigsten zu gewähren an äußeren Gaben. So wahr ist es, daß die Dankbarkeit nicht blos nicht aus der Befriedigung des Interesses erwächst, beide vielmehr in gewissem Sinne einander feindliche Factoren darstellen.

Genug, die beabsichtigte Verknüpfung von Dankbarkeit und Interesse bei den Notaren war ein Fehlgriff der Justizverwaltung in Elsaß-Lothringen. Der Mißgriff ist bei uns nicht blos in diesem einen Betracht vorgekommen, man möchte sagen, daß er die Hauptregierungsmaxime unseres Regimentes gewesen, und daß seine Fehlhaftigkeit noch immer nicht klar erkannt ist, weder von unsern maßgebenden Kreisen noch von der öffentlichen Meinung in Deutschland. Deshalb war die theoretische Haltlosigkeit der Maxime näher zu erörtern; es wird auch noch darauf zurückzukommen sein.

Die Notare nahmen die uneingeschränkte Wohlthat an und benutzten die Kurzsichtigkeit der Regierung, um ihre Position zu stärken. Diese gewann auch dadurch, daß in Folge der zahlreichen Auswanderung der Immobiliarbesitzwechsel ganz außerordentlich zunahm, und die Verwaltung der Immobilien in ihre Hände kam, die Auswandernden überhaupt die für die Regelung ihrer Angelegenheiten erforderlichen Vollmachten auf die Notare oder deren Strohmänner ausstellten.

Neben ihren sonstigen Qualitäten empfahl die Notarien für die erwähnten Functionen der Umstand, daß sie großentheils Einheimische waren. Erweckte dieser Umstand größeres Vertrauen, ersetzte er jeweilig das Vertrauen bei dem einheimischen Elemente, nicht bloß bei dessen ausgewandertem Theile, ließ sich's der Notar angelegen sein, nach dieser Seite hin noch die Versicherungen seiner, übrigens nicht erheuchelten, Anhänglichkeit an den früheren Zustand der Dinge auszuspielen, so wurde doch nicht versäumt, bei dem gegenwärtigen Herrn, dem Machthaber, der zunächst über Gunst und Ungunst verfügte, weiteren Vortheil zu erstreben. Er hatte seine Fähigkeit und Bereitwilligkeit dazu ja soeben erwiesen.

Der neue Herr nun, statt nach seinem eigenem Recept schlecht und recht zu regieren, die in französischer Zeit aufgespeicherten sehr ansehnlichen Machtmittel zusammenzuhalten und durch neue zu vermehren, im Uebrigen die Zeit und die allmälig durchbrechende Macht größerer Ziele, aufrichtigeren Wohlwollens, wirklicher Uneigennützigkeit wirken zu lassen, statt dieses, wenn nicht schöpferischen doch wenigstens verständigen und nichts verderbenden Regierungsprogrammes also zeigte der neue Machthaber einen fast fieberhaften Drang, sich in Neuem zu bethätigen, namentlich im Organisiren der Spitze und in der Erweckung rein politischer Thätigkeit. Besonders trat das Bestreben hervor, dem von der Gunst der Zeitströmung getragenen parlamentarischen Principe starke Rechnung zu tragen. Richtig ist, daß bis zu einem gewissen Grade die nicht genug zu beklagende Abkürzung der Dictaturperiode mit dem Uebergange der Landesvertretung auf den Reichstag zum Handeln trieb.

Noch während der Dictaturperiode indessen scheint die Heranziehung des Elementes, das den natürlichen Ersatz für die künftigen Vertretungskörper bot und in den bereits functionirenden saß, zu rechtlich consultativer, thatsächlich entscheidender Aeußerung über Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte eine sehr bedeutende gewesen zu sein.

Von vornherein war man sich jedenfalls an maßgebender Stelle des nur sehr bedingten Werthes nicht hinreichend bewußt, den man auf die von den Notabeln ertheilte Auskunft legen durfte. Wenn unsere Kreisdirektoren, die thatsächlich wichtigsten Verwaltungsbeamten, jederzeit die Stimmung der Bürgermeister auch über allgemeinere Angelegenheiten zu erforschen gesucht haben, so haben sie nur gethan, was recht und richtig war. Unrecht und unrichtig war es, wenn sie sich damit begnügten, nicht in weitere Kreise als diese und die sich sonst vordrängender Notabilitäten hinabstiegen, wenn sie sonst auf Berichte sich verließen oder sich gar abschlossen, wenn sie sammelten und nicht wogen. Das wurde aber immer häufiger, und insbesondere wurde es immer häufiger, sich auf die Bürgermeister und Notabeln der Cantonalhauptorte zu stützen.

Der Canton ist die von uns beibehaltene Unterstufe der administrativen und gerichtlichen Landeseintheilung. Bei dem centralistischen Zuge, der das gesammte französische Wesen durchdringt, überträgt sich auf den Hauptort des Cantons ein gewisses Etwas von dem, was das große Centrum Frankreichs auszeichnet. So lächerlich es klingt, wenn man diese Hauptorte in Duodezformat mit entsprechender Entwicklung des Gemeindelebens sieht, gar näher kennen lernt, die Ein-

wohner der übrigen Orte sehen zu ihnen in gewissem Betrachte auf und empfangen von ihnen eine gewisse Direktive. Sie ertragen die Thatsache häufig mit Widerwillen, zumal die Bevölkerung dieser kleinen Centren relativ sehr häufig arbeitsscheu und sonst verrottet ist, aber die Thatsache besteht und bedeutet Etwas. Der Einfluß ist natürlich nur ein beschränkter, und insofern ist der vorstehende Vergleich mit Paris sehr bedingungsweis zu nehmen. Aber insofern paßt der Vergleich wieder, als der Einfluß der kleinen und kleinsten Centren durchaus in Pariser Richtung geht, das Wort aus der mehrfach erwähnten, auf den Fürsten Bismarck zurückzuführenden Terminologie genommen. Der Einfluß hat eine gesteigert deutschfeindliche Tendenz.

Eine mit praktischen Gesichtspunkten arbeitende Politik würde vielleicht den Umstand, daß viele Cantonal-Hauptorte als Centren nicht oder nicht mehr günstig gelegen sind, benutzt und solche decapitalisirt haben, um für die französische Sache den französischen Ausdruck zu gebrauchen. Die Feindschaft zwischen dem alten und dem neuen Hauptorte würde nach dem Satze: divide et impera uns zu Gute gekommen sein. Wir haben auch hier Schonung des Bestehenden vorgezogen, was soviel als Stärkung des Feindes bedeutet und Schaden für die Sache, von welchem Gesichtspunkte man sie betrachten mag.

Der Cantonalhauptort nun ist stets Amtssitz eines oder mehrerer Notare. Diese sitzen wohl überall im Gemeinderathe, von den großen Städten vielleicht abgesehen, und nehmen darin, auch wenn sie nicht Bürgermeister sind, eine hervorragende Stellung ein. Sie sind zudem häufig selbst Bürgermeister, eine Statistik müßte erweisen, daß die bezügliche Zahl seit 1870 eine verhältnißmäßig sehr starke Zunahme aufweist, selbst ohne Rücksicht auf die Abnahme der Zahl der Notariatstellen. In Summa: der hohe, übertrieben hohe Werth, den unsre Verwaltung auf die Meinung der Gemeindebehörden der bevorzugten Orte jeder Zeit gelegt hat, kam ebenfalls dem Ansehen der Notare zu gute.

In umgekehrtem Verhältnisse zu dem wachsenden Ansehen der Notare mußte das Maß der Aufsicht sich entwickeln, das über ihren Geschäftsbetrieb geführt wurde. Die den Notariatskammern zustehende Aufsicht, an sich geschwächt durch das collegialische Moment, mußte immer mehr den Satz wahr machen: clericus clericum non decimat Aber auch der böse Staatsanwalt durfte den Mann, mit dem sein Chef al pari verhandelte, bei dem sich dieser den maßgebenden Rath erholte, nicht unsanft angreifen. Es wurden die Augen zugedrückt; die Cautelen, mit denen Gesetz und Verordnung den Ausschreitungen.

des Notariates begegneten, geriethen in Vergessenheit. Jedermann wußte, daß viele Notare in unerhörter Weise die ihnen verbotenen Geschäftsbetriebe ausdehnten und die ihnen gelassene Freiheit dazu benutzten, dem wucherischen Land- und Viehhandel und der sonstigen Ausbeutung der landwirthschaftlichen Nothlage Concurrenz zu machen oder mit deren Vertretern die Beute zu theilen. Wenn zur französischen Zeit die Notare bei dem allgemeinen Geschäfte, das Schaf zu scheeren, bereits einen sehr günstigen Platz hatten, jetzt war jede Schranke gefallen. Die Losung wurde: tondre le mouton au vif; das Schaf wurde geschoren, daß es blutete. Eine häßliche Ironie wollte zugleich, daß die also verfuhren vielfach als Wundärzte zugezogen wurden, wenn die unzweifelhafte Verschlechterung der landwirthschaftlichen Lage seit der Annexion zu Berathungen über bezügliche Heilmittel führte. Unter den Wunderlichkeiten, die das ganze Geschäft als landwirthschaftliche Kurpfuscherei auszeichneten, war dies doch die schreiendste. Difficile est satiram non scribere.

Wo sich sonst eine Gelegenheit zeigte, den Notaren weitere Wohlthaten, allen oder einzelnen, zu erweisen, da wurde nach dem Recepte, Dankbarkeit durch Befriedigung des Interesses zu erwecken, den Weg zum Herzen durch die Selbstsucht zu finden, durch deren Befriedigung Selbstlosigkeit zu erwecken, weiter gehandelt. Ich erwähne z. B. die Grunderwerbskommissariate bei Eisenbahnbauten und sonstigen öffentlichen Werken. Niemals scheint unsern leitenden Kreisen der Gedanke gekommen zu sein, der doch so nahe lag, daß man keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln lesen könne. Die Lehren der Schrift, wie die jedes andern lebendigen Idealismus, waren freilich verschüttet und begraben unter dem Utilitarismus und dessen, bald zur Verherrlichung, bald zur Beschönigung dienenden Phrasen.

Wenn wir nur wenigstens irgend Etwas von unserer einseitigen Nützlichkeitspolitik gehabt hätten! Aber grade in Elsaß-Lothringen, beim Notariate, das ja nur ein Beispiel ist, wie bei anderen Berufs- und Lebenskreisen, bei jeder Gelegenheit staatlicher Einwirkung, haben wir es erfahren müssen, daß gerade wir Deutschen am wenigsten ungestraft in der Politik die höchsten ethischen Ziele, vor Allem den Gesichtspunkt der Pflicht außer Acht lassen dürfen. Unsre Verfahrungsweise war die Politik des do ut des, und zwar nicht blos als Mittel, wo es unentbehrlich ist, sondern auch als Ziel und Zweck. Wir haben nicht bloß unsern unaufhörlich vermehrten Einsatz verloren, sondern auch stetig die Position des Feindes für den schließlich doch

unvermeidlichen Rückschlag verstärkt. Wir Deutschen können den sittlichen Antrieb für unser Handeln, das des Einzelnen sowohl wie das der Gesammtheit, so wenig entbehren, daß wir leicht allen Halt verlieren, ja schier blind werden, wenn wir uns von den niedrigen Mächten des Geisteslebens leiten lassen. Unsre hohe und ideale Anlage hat als Gegenstück, daß wir ganz unbeholfen werden, wenn wir uns auf fremdes Gebiet begeben. Ganz unbeholfen oder ganz schlecht. Daß wir das Gefühl unsrer Würde vergessen, auch alles Maßgefühl verlieren. Andere Völker mit wenig hoch gespannter Anlage und — wie soll ich sagen? — mehr banausischer Geistesrichtung kommen nie so hoch, fallen aber auch nie so tief. Insbesondere gilt dies von Franzosen oder von französischer Art Ergriffenen.

So auch hier. Wir haben für Alles, was wir gethan haben, Nichts, aber auch gar Nichts erhalten. Es seien denn Worte des Dankes und Bücklinge. Das heißt die Hochgestellten unter uns haben sie, zudem noch recht spärlich, erhalten. Fragen Sie unsere Subaltern- und Unterbeamten, namentlich auf dem Lande, ob auch für dieses Wenige nicht die reichlichste Rückerstattung in Anspruch genommen worden ist, ob nicht für jeden Bückling an die hohe Adresse zehn Fußtritte so zu sagen an die niedere, an den machtlosen Vertreter der verhaßten deutschen Sache, als Revanche gegeben wurden.

Letzteres nur als Hindeutung auf die Kehrseite der Medaille, die die Aufschrift trägt: „Schonung der Gefühle unserer neuen Landsleute, Gewinnung durch Wohlthaten."

Wir haben den Notaren gegenüber unsere Wohlthaten nicht bloß an vielfach Unwürdige, an Undankbare, der Dankbarkeit Unfähige weggeworfen, weit mehr! wir haben unsre Waffen zum Schutze der Unmündigen, Wehrlosen, Ausgebeuteten, Hülfsbedürftigen, wir haben unsre Pflicht, uns selbst, unsre Würde weggeworfen.

Das Schlimmste sollte noch kommen, als dem Lande als Ganzem aus dem Lande selbst im Landesausschusse die parlamentarische Vertretung gegeben wurde. Ich erinnere Sie daran, daß nach Lage aller Verhältnisse dies so viel hieß als Verleihung des unserer Zeit so theuern parlamentarischen Nimbus, des parlamentarischen Heiligenscheins so zu sagen, an das Notabelnthum, daß dieses damit geradezu verfassungsmäßig anerkannt wurde und den Schlußstein seiner Organisation erhielt.

In dem neuen Vertretungskörper nahmen die Notare, der Zahl,*)

---

*) 1888/89 waren es auf 58 Mitglieder 9 Notare, meist active.

noch mehr dem Gewicht nach eine sehr bedeutende Stelle ein. Und doch, wenn Jeder einräumen muß, daß die Zugehörigkeit von Beamten zu parlamentarischen Vertretungskörpern etwas sehr Bedenkliches an sich hat, hätte man sich fragen müssen, ob das passive Wahlrecht nicht gerade dieser Beamtenkategorie zu versagen sei, deren besondere Sphäre, für die ich die Bezeichnung: Familienbeichtväter und Hypothekenbanquiers wiederaufnehme, einerseits längere Abwesenheiten nicht gestattet, anderseits die Beimischung politischer Elemente nur als Mißbrauch denken läßt.

Man hat daran nicht gedacht. Sollte unter den Gründen für das Uebersehen einer so nahe liegenden Thatsache nicht auch der mitgewirkt haben, daß man sich der Beamtenqualität des Notars nicht bewußt war, sie dem Geiste derer, die bei Schaffung des Landesausschusses maßgebend mitwirkten, nicht vorschwebte? Unsre Notare selbst sehen sich ja nicht als Beamte an. Sie haben auch keinen Sinn für den Beamtenberuf, vor den übrigen Staatsangehörigen dauernd und mit allen Kräften dem öffentlichen Interesse zu dienen, Diener des Staates zu sein, sie haben keinen Sinn für die Empfindung, die stolze und erhebende Empfindung, aus der heraus unser Kaiser sein Regierungsprogramm in den Worten beschloß, er wolle alle Zeit der erste Diener des Staates sein. Aber nicht die Notare, überhaupt nicht die elsaß-lothringischen Notabeln, haben den Landesausschuß geschaffen und gebildet. Wir haben es gethan. Sollte in diesem Uebersehen nicht unbewußt zum Ausdrucke gekommen sein, daß wir in der Jagd nach Eintagserfolgen und Eintagssympathien schon so weit gekommen waren, unsern stolzen Amtsbegriff über dem französischen zu vergessen? Dem ist der Beamte employé, commis du gouvernement, für den und in Betreff dessen die berufsmäßige Vertretung des allgemeinen Besten gegen den Gesichtspunkt der festen Versorgung auf Kosten der Steuerzahler ganz zurücktritt.

Das Wirken des also zusammengesetzten Landesausschusses im Einzelnen zu verfolgen, gehört nicht hierher. Nur zwei Momente seien erwähnt, weil sie eine schlagende Aehnlichkeit mit dem an den Notaren Beobachteten darbieten.

Freigebig, wie wir uns in Allem erwiesen, wurde der Landesausschuß mit allen Befugnissen ausgestattet, die Parlamente nur haben können. Insbesondere geschah dies mit dem Interpellations- und Adreßrechte, dem unbeschränkten Amendirungsrechte und dem Rechte der Initiative. Es geschah dies im Gegensatze zu der Entwicklung

des französischen Staatsrechtes, die namentlich in ihrer letzten Phase, dem zweiten Kaiserreich, mit der Verleihung dieser Rechte sehr sparsam verfuhr. Es geschah ferner, ohne daß, sei es in der Stimmung der Bevölkerung, sei es in der Sache, irgend ein besonderer Antrieb gelegen hätte. Sachliche Gründe sprachen eher, wenigstens bei einem Theil des Gewährten, entgegen. So wird das Recht der Initiative erfahrungsgemäß von den Parlamenten fast ausschließlich dazu verwendet, bestenfalls relativ berechtigte Wünsche aufzubauschen; ich denke z. B. an die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Das Amendementsrecht seinerseits hat schon manchen wohldurchdachten Gesetzentwurf durch Flickwerk verdorben. — Diese Erfahrungen traten auch bei unserem Landesausschuß hervor, vor Allem aber gehört hierher, daß man Alles als selbstverständliche Gabe annahm, Alles aus dem Standpunkte des Rechtes ausnutzte, den der Pflicht ignorirte und nun jedes Jahr bei der allgemeinen Budgetdebatte von allen Seiten eine endlose Jeremiade über den Mangel an parlamentarischen Befugnissen anstimmte.

Wenn dieses Verhalten an den Dank der Notare für die ihnen unter ganz neuem Rechtstitel belassene Unversetzbarkeit erinnert, so kommt noch eine zweite Aehnlichkeit in Betracht. Welche Summen hat das Reich an Elsaß-Lothringen verschwendet! Denken Sie nur an die Kriegsentschädigungen, deren jeweilig geradezu sinnlos und unsittlich hohe Beträge, nebenbei gesagt, jetzt vielfach in Frankreich verzehrt werden. Denken Sie an die Ausstattung der Universität Straßburg, an das dem Lande zu Gute kommende Eisenbahnnetz und Sonstiges. Nun wohl! Studiren Sie die Verhandlungen des Landesausschusses und finden Sie, ich will nicht sagen, Aeußerungen der Erkenntlichkeit, das wäre ja viel verlangt, nein! entdecken Sie nur etwas Anderes als Klagen über stiefmütterliche Behandlung durch das Reich. Prüfen Sie den Opfermuth dieser Versammlung, deren Mitglieder in der entscheidenden Zahl Vertreter des mobilen Capitals in seinen verschiedenen Formen sind, prüfen Sie ihn gegenüber der Thatsache, daß die mobilen Werthe in Elsaß-Lothringen unbestrittener Maßen fast gar nicht besteuert sind, oder bei dem schon erwähnten Sterbfall notorisch leicht hinterzogen werden. Dann werden Sie unter Andern finden, daß der Abgeordnete Dr. Räeis unter Beifall aus dem Hause eine Einkommensteuer als sozialistische Maßregel verschrie.

Das hat für unsere Empfindung etwas Lächerliches, wie überhaupt von dem, was in diesem Lande geschehen ist und geschieht, Vieles prima facie einen komischen Anstrich hat. Die Lust zum Lachen ver-

liert sich aber, wenn man daran denkt, von wem das Lächerliche stammt, und daß die unfreiwilligen Urheber des komischen Eindruckes die maßgebenden Leute im Lande sind, die wir dazu gemacht haben, obgleich wir uns sagen mußten, ihr Handeln werde bestimmt sein durch ein Gemisch von tiefem Niveau des Geistes, französischer Tradition und entsprechendem Hochmuth, sehr realem Verständniß für das eigene Interesse und entsprechender Abkehr vom öffentlichen Interesse.

Doch, kehren wir zur Aehnlichkeit auch dieses Charakterzuges mit dem, was uns die Notare gezeigt haben, zurück. Ich brauche sie wohl nach dem Gesagten nicht des Näheren auszuführen.

Nun behaupte ich nicht, daß diese Aehnlichkeiten auf die große Zahl und den directen Einfluß der Notare im Landesausschusse zurückzuführen seien; sie gründen sich vielmehr auf den allgemeinen Zug, der dem Notabelnthum zu Grunde liegt und demnach in dessen verschiedenen Classen verwandt zu Tage treten muß. Sie gründen sich auf den Satz: gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Aber, das behaupte ich allerdings, daß unsere Regierung, wenn sie, wie billig, die Notare in der Hand behalten hätte, in ihnen sehr brauchbare Werkzeuge gehabt hätte, den Sinn der parlamentarischen Versammlung anders zu gestalten, sich die parlamentarische Mitwirkung für alle Fälle zu sichern. Es wäre dies zum Mindesten ein äußerer Erfolg gewesen; die Fehlhaftigkeit der Regierungsgrundsätze wäre nicht so schreiend hervorgetreten, die geistige und moralische Unzulänglichkeit der gewählten Werkzeuge hätte sich nicht so augenfällig erwiesen. Für die gebrachten Opfer würde man doch wenigstens Etwas auf das Gewinnconto haben übertragen können. Die leitenden Kreise hätten sich wegen der Qualität der Werkzeuge und wegen des denselben Gewährten darauf berufen können, daß man in der Politik mit den gegebenen Umständen und Personen zu rechnen habe, und daß man von Niemandem fordern könne, ohne auch zu geben, und zwar gerade Solches, was für den Betreffenden von Werth sei.

Es würde dies auch zu einer gewissen Rechtfertigung des den Notaren Zugewendeten haben dienen können. So aber, da man sie ganz aus der Hand gegeben hatte, geschah was kommen mußte. Die Notare betonten erst recht ihre Unabhängigkeit und benutzten ihre Volksvertretereigenschaft als neue Folie für ihre persönliche Bedeutsamkeit, für die Bedeutsamkeit auch ihres Standes, dem gegenüber auch dieses Moment eine Erschwerung der Controle und Aufsicht in amtlicher Beziehung zur Folge hatte.

Die Folgen von dem Allen traten im Laufe der Zeit hervor. Es zeigte sich, daß trotz aller Begünstigungen und aller Freiheit der Bewegung und Geschäftsausdehnung, auf dem notariellen Geschäftsbetriebe kein Segen ruhte. Eine Bankbrucherklärung folgte auf die andere. Ein ganz kürzlich vorgekommener Fall beweist, daß auch diejenigen, die für die festesten Säulen galten, wanken. Dies, sowie die Häufigkeit der Erscheinung und ihre Verbreitung über das ganze Land, thut dar, daß die Ursache nicht in den Personen, sondern in der Art des Geschäftsbetriebes liegt. Es schließt dies gegen die Aufsichtsbehörde oder richtiger gegen die Centralstelle, von der jene ihre Weisungen empfing, den Vorwurf der Mitschuld ein; denn es ist klar, daß die bloße Thätigkeit als Urkundsperson nicht ruiniren kann, dieser Ruin nur die Folge des gleichzeitigen Betriebes von Erwerbs-, Vermittlungs- und Speculationsgeschäften ist. Solche waren den Notaren von jeher verboten, wurden jedoch bis zu einem gewissen Grade geduldet. Die deutsche Verwaltung, die das Verbot als solches aufrecht hielt, ließ nicht bloß die Uebertretung des Verbotes in dem früheren Maße zu, sondern ließ aus den dargelegten Gründen von allgemeinem politischen Character die Zügel der Aufsicht dermaßen schießen, überschüttete die Notare mit einer solchen Fülle von Vertrauensbeweisen, daß die Notare selbst und mit ihnen alle betheiligten Kreise der Bevölkerung gradezu eine Sanction des Mißbrauches annehmen mußten.

Es ist für den des Landes nicht genau Kundigen schwer, sich das Maß des Elendes vorzustellen, das der Vermögenszusammenbruch eines Notars herbeiführt. In Lörchingen haben beide Vorgänger des gegenwärtigen Notars fallirt, bezw. ist bei dem einen der Nachlaß insolvent. Ich habe also unmittelbare Erfahrungen gemacht.

Zunächst das moralische Element. — Beide, vom Scheitel bis zur Sohle Franzosen und der neuen Gestalt der Dinge feindlich, hatten ihr trotzdem ein Wachsthum ihres Ansehens, indirect also auch ihres Kundenkreises, zu verdanken. Der Eine war Ergänzungs-Richter, Beigeordneter, Präsident des Kreistages, der Andere langjähriger Bürgermeister des Cantonalhauptortes, überhaupt sehr thätig und einflußreich. Bei dem Ersten griff die Staatsanwaltschaft nicht energisch genug ein, als der durch ein schamloses Concubinatsverhältniß äußerlich veranlaßte Zusammenbruch eintrat. Bei dem Anderen ließ man es geschehen, daß die Liquidation in die Hände eines aus Frankreich verschriebenen juristischen Abenteurers der schlimmsten Sorte gelegt wurde, der unter Leitung des in Frankreich als Friedensrichter lebenden Sohnes des Notars, die flüssig zu machenden Activwerthe versilberte

und zur Befriedigung der größten Schreier unter den Gläubigern, vor Allem aber fast aller Reicheren und Einflußreicheren, verwendete, nebenbei sicher in französischer Propaganda gemacht hat. Hier war in Folge einer Lücke in unsrer Gesetzgebung förmlicher Concurs unmöglich. Um so mehr empfahl sich, als die Insuffizienz notorisch wurde, ein vom Sohne angebotener und mit den nöthigen Garantien versehener 40 procentiger Accord. Meine private Bitte an den Ersten Staatsanwalt, das Gewicht seiner Autorität, eines sehr gewichtigen Factors in einer von französischen Anschauungen und Traditionen durchdrungenen Bevölkerung, für den Vergleich, mindestens für genaue Prüfung, einzusetzen, hatte keinen Erfolg; er erschien nicht in der Gläubigerversammlung, der Vergleich kam nicht zu Stande. Statt dessen kam es unter den Gläubigern zu Prozessen über den Vorrang. Keiner von den Gewinnenden wird wohl mehr als die Vergleichsquote erzielen, die Verlierenden bekommen gar Nichts und haben noch horrende Kosten zu bezahlen. Und doch war bei Mitwirkung der Staatsanwaltschaft der Erfolg der Vergleichsverhandlungen sicher, waren bezügliche Bemühungen das Minimum dessen, womit das Versäumte wieder gut zu machen, pflichtmäßig versucht werden mußte! Wenn bei Ablehnung büreaukratische Scheu vor dem außerhalb der Schablone liegenden Einschreiten und vor Verantwortung maßgebend gewesen ist, so mag dies in Etwas zur Rechtfertigung des betreffenden, zu practischer Menschenbehandlung übrigens sehr befähigten und im Notariat ungewöhnlich bewanderten Beamten dienen; für das System ist es nur eine neue Anklage. . . . .

. . . .

. . . .

Das bleibt ferner bestehen, daß in beiden Fällen nicht ohne moralische Mitschuld von unserer Seite die Gläubiger der Notare in ihrer großen Mehrzahl schwere Verluste erlitten haben, und daß thatsächlich dieser Verlust grade auf die Aermeren und geistig Unmündigen gefallen ist.

Neben anderen Geschäften nahmen die beiden Notare gegen Verzinsung Gelddepots an. Zinsfuß $4\frac{1}{2}$, noch öfter 5 %, unter dem ersten Satz wohl nie. Kündigung: rechtlich kurz befristet; thatsächlich Unkündbarkeit, so lange Besonderes nicht vorkam. Unter den Einlegern waren alle Berufs- und Vermögensklassen vertreten. Ein besonders starkes Contingent stellten die ganz kleinen Leute; der Dienstbote, der kleine Tagelöhner und Handwerker trug sein bischen Erspartes zum Notar, wo er noch den alten Zinssatz erhielt und absolute

Sicherheit annahm. Für ihn stellte der Notar ein Stück vom Staate dar, verkehrten doch auch alle großen Herren mit dem Notar wie mit Ihresgleichen, thaten sie nicht anders, als sei er der Mann des öffentlichen Vertrauens im vorzüglichen Sinne. — Bei dem einen Concurs sind etwa hundert Gläubiger betheiligt, bei dem andern Insolvenzfall werden es nicht weniger sein. Die Summen sind sehr beträchtlich; der eine soll eine Zeit lang auf diese Weise eine halbe Million in Depot gehabt haben, was ich indeß nicht vertreten will. Jeder der Notare repräsentirte sozusagen eine Sparkasse. Denken Sie sich den Schrecken, den Kummer, das Elend in solchen Kreisen, wenn der Zusammenbruch erfolgt. Das Wenigste noch erfahren wir in unsrer Abkehr von dem Volksleben. Immerhin traten einige besonders markante Fälle aus dem Dunkel. Ein alter Mann, dessen ganzes Vermögen auf dem Spiele stand, verzehrte sich in Kummer und Sorge und starb, ein anderer nahm sich das Leben. Wie viel Thränen und Seufzer sind im Stillen geflossen und verhallt! Wie viel Flüche auch, nicht bloß solche, die den unmittelbar Schuldigen galten! Und ist denn auch nach all dem Gesagten nur der Notar schuldig? Haben wir nicht in fast wörtlichem Sinne den Leuten statt des Brodes einen Stein gegeben? Und haben wir nicht, im Jagen nach einem Phantom, zum Schaden der Aermsten und Fürsorgebedürftigsten, unsere nächsten Pflichten, die ewigen Pflichten jeder Obrigkeit vergessen?

Jeder Notar hat nicht bloß viele Gläubiger, er hat auch viele Schuldner. Er entleiht nicht bloß Geld, er verleiht es auch. Bei den Notaren unseres Landes, wenigstens bei vielen, kommt noch hinzu, daß sie ungern ganz klare Rechnung machen; sie lassen zum Wenigsten einen, lieber noch mehrere Posten, als etwa noch nicht feststehend, offen, damit der betreffende Schuldner Anlaß habe, sich an sie und nicht an einen anderen Notar zu wenden. Beim Zusammenbruch nun heißt es sofort oder doch in kürzester Frist bezahlen. Da erstaunt Mancher, wie ein kaum geahnter Schuldposten mit Zins und Zinseszins angewachsen ist. Für Viele ist das Ende, daß sie von Haus und Hof müssen. Wir haben beim Amtsgerichte Lörchingen in diesem Jahre an vierzig Immobiliarzwangsvollstreckungen, von denen die meisten, direct oder indirect, mit den beiden Bankbrüchen zusammenhängen. Auch hier wieder eine schwere Summe von Sorge, Kummer und Noth! Ein Zeichen zugleich, wie tief unser Notariat, zumal auf dem Lande, mit dem ganzen wirthschaftlichen Leben verwachsen ist, wie groß der Einfluß ist, den wir uns dienstbar machen konnten, um den wir uns selbst gebracht haben, ohne Nutzen für irgend Jemand, zum

Schaden unsers Gewissens, unserer Sache und der Wohlfahrt des Landes, in Betreff dessen die Annexion nicht allein den Uebergang der Herrschaft, sondern auch den der staatlichen Fürsorgepflicht, verständig zu handhabender Fürsorgepflicht, bedeutet. Wenn Sie sich die Gedanken vergegenwärtigen, von denen die von Ihnen mit so großem Eifer behandelte soziale Gesetzgebung des Reiches getragen ist, in welch schreiendem Gegensatze muß Ihnen die Staatspraxis in dem jüngsten Gliede des Reichskörpers erscheinen! Und wohlverstanden, immer zu wiederholen, es handelt sich nicht um unverschuldetes Unglück; was geschehen, ist geschehen, weil wir es ausreifen ließen, durch unsre Blindheit beförderten. Der Betroffene kann uns sogar entgegenhalten, daß wir, wenn je, im neuerworbenen Lande freie Bahn vor uns gehabt hätten.

Wir haben in Betreff Elsaß-Lothringens eben Alle gesündigt. In den oberen Kreisen durch die Auffassung des Landes als Festungsglacis, der Reichstag durch die unselige Verkürzung der Dictaturperiode, die Landesregierung durch eine, jeder verständigen theoretischen und praktischen Basis entbehrende, Experimentalpolitik, wir ausführenden Organe durch Schwächlichkeit und Bequemlichkeit. — Wir entschuldigen uns gern vor uns selber damit, daß wir es an Wohlwollen nicht hätten fehlen lassen. Als wenn bloßes Wohlwollen nicht dem Almosen gliche, das den Geber und Empfänger gleicher Maßen verdirbt. Als wenn das Losreißen von der Basis, aus der der ganze soziale Lebensinhalt entsprang, durch die Bezeugungen einer so matten Empfindung in den Augen des Losgerissenen gerechtfertigt werden könnte! In den Augen der Losgerissenen nicht bloß, auch vor dem Forum unseres eigenen Innern. Die Eroberung, die Losreißung von einer Heimath, erhält ihr dauerndes Siegel nur in der Bereitung einer neuen, höheren Heimath, sei's auch mit jedem Zwange. Von Herzen zu Herzen baut sich eine Brücke nur durch das auf, was Jedem das Herz erfüllt, erhebt und erweitert. Von dem hat unsre deutsche Cultur viel aufzuweisen, mehr als die französische. Diese Waffen haben wir bei Seite liegen lassen und uns solche bei vorübergehenden Geistesströmungen und kurzsichtiger, matter Gutherzigkeit geholt. Diese Waffen stehen uns Deutschen so schlecht an, daß sie sich gegen uns kehren.

Die lebhafte Empfindung für das Elend, dessen ich selbst Zeuge gewesen bin mit dem bitteren Bewußtsein, daß wir es bereiten geholfen, hat den Gefühlserguß hervorgerufen. Er mag stehen bleiben!

In Einzelheiten mag es bei den anderen Notariatszusammenbrüchen anders aussehen, als bei den beiden, die ich in Lörchingen erlebt habe. Im Ganzen werden überall ähnliche Ursachen obgewaltet haben und ähnliche Wirkungen hervorgetreten sein. Ich glaube auch nicht, daß die Folgen im Elsaß sich wesentlich anders gestaltet haben als in Lothringen. Nur so geduldig mag sich der Elsässer nicht erwiesen haben als der Lothringer.

Wie erwähnt, die Zahl der Zusammenbrüche ist im Laufe der Zeit eine sehr große geworden. Die Justizverwaltung sah sich genöthigt, auf Abhülfe zu denken. Man griff auf die niemals aufgehobenen Bestimmungen, wonach den Notaren das Betreiben von Geschäften, die nicht durch den Beruf selbst und unmittelbar gegeben sind, untersagt war, zurück. Dem Krebsschaden der uncontrolirten Anhäufung so erheblicher flüssiger Mittel in den Händen der Notare suchte man durch strenge Vorschriften über Hinterlegung bei der Landesdepositenstelle zu begegnen; man ordnete genaue Buchführung an u. s. w.

Die Zahl der seitdem, seit 1886 etwa, ergangenen Generalverfügungen und Einschärfungen ist sehr ansehnlich, fast verwirrend; die Bestimmungen gehen sehr in's Detail, die Bewegungsfreiheit der Notare ist erheblich beeinträchtigt. Also der büreaukratische Apparat, die Dekretirkunst und was dahin gehört, bekam frisches Leben. Ganz geruht hatte dieser Apparat den Notaren gegenüber nie, aber, während seine Aeußerungen bisher eine mehr platonische Färbung gehabt hatten, schritt man jetzt zu ernstlicher Revision vor und brachte die Disciplinargerichtsbarkeit der Landgerichte kräftig zur Geltung. Man ging namentlich auch in Lothringen, wo man die Zügel noch mehr hatte schießen lassen als im Elsaß, energisch vor. Die Strenge war vielleicht sogar, jeweilig und in einzelnen Fällen, eine zu große.

Anderseits unterließ man sehr wirksame Maßregeln, die mit weniger Geräusch wohl mehr Terrain zurückerobert hätten. Die Gründe dürften einen allgemeinen Charakter haben und daher eine Darlegung rechtfertigen.

Die Revision eines Notariatsgeschäftes ist eine schwere Sache. Mit bloßer Gesetzes- und Reglementskenntniß reicht man nicht aus. Ueberall ragen geschäftliche Momente hinein, oft der verwickeltsten Art. Das Verständniß wird noch dadurch erschwert, daß soviel mit Strohmännern gearbeitet wird. So enthält denn sehr häufig der einzelne Act, wie ihn der Notar seinen Urschriften einverleibt, nur einen Abschnitt, wohl gar nur einen fingirten, in Absicht auf den

geschäftlichen Endzweck; dieser und dessen sonstige Zwischenstufen erhellen nur aus sonstigem Actenmateriale, Vorgängen, Abrechnungen, Vollmachten &c. Für die Verrechnung des Notars mit den Parteien z. B. kommt kaum je die dem Acte entsprechende Nummer des notariellen Gebührenregisters allein in Betracht; der bezügliche Betrag ist nur ein Posten neben vielen anderen. Gleichgültig für die Revision sind diese anderen nicht, denn diese soll den Notar generell darauf controliren, ob er seinen Clienten nicht zuviel abnehme. Die Thatsache, daß die Notare, nicht alle aber viele, sehr geneigt dazu sind, und diese Neigung mit ihrer Macht gewachsen ist, hat ja, nebst den vielen Concursen, zur Reaction geführt und bewirkt, daß die Zügel straffer gezogen werden. Wie soll dies wirksam sein, wenn man nicht hinter die Coulissen sehen darf und dem Notar gestattet, in eine der Revision entzogene Abrechnung eine unzulässige Mehrforderung einzuschmuggeln? Das Gebührenregister kann dabei vortrefflich geführt sein. Wie kann das Verbot, Geschäfte zu machen, wirksam durchgeführt werden, wenn bei der Revision an der Maske, hinter der der wirkliche dominus negotii steckt, nicht gerührt werden darf, wenn der Notar dem revidirenden Beamten, der die Hand auf den aufklärenden Actenstoß legt, diese zurückzuhalten befugt ist? Soviel mir bekannt ist, macht man bei der Revision vor dem alledem Halt, obwohl Recht und Pflicht, die Revision auf Alles zu erstrecken, was als Belag in Betracht kommt, ernstlich nicht bestritten werden können. Und hat man ja Bedenken, so fordere man doch einmal in einem Falle, wo ein ganz schwarzes Schaf in Betracht kommt, von einer Reihe durch ihn Geschädigter auf eine Reihe von Jahren zurück alle erhaltenen Rechnungen ein. Man drohe nur dem verdächtigen und zugleich renitenten Notar damit, und man wird sehen, was aus dem Patzigen wird.

Es giebt ein noch einfacheres Mittel: der Staatsanwalt ziehe zu seinen Revisionen einen Enregistrementsbeamten hinzu. Das Enregistrement, dieser eigenthümliche, vorstehend kurz characterisirte, in Alles eingreifende Zweig der Finanzverwaltung, kennt die Schliche der Notare und muß sie kennen. Zu allem Uebrigen nämlich, was die Notare practiciren, kommt die zu einer wahren Kunst ausgebildete Gewohnheit, möglichst viele Enregistrementsgefälle zu hinterziehen. Das weiß Jeder, wie — characteristisch für die Denkweise unsers Landes — es Jeder in Ordnung findet und ausnutzt. Es weiß es aber insbesondere die Enregistrements-Verwaltung, und diese hat ein in ihrer Art mustergültiges Revisionssystem entwickelt, dessen Aufgabe eben ist, das Verborgene und Verschleierte an's Licht zu ziehen. Wo

es sich um Staatseinnahmen handelt, da verstehen die Franzosen keinen Spaß. Wo das zu scheerende Schaf der Staatssäckel selbst ist, da hört für die französische Verwaltung der Grundsatz des Scheerenlassens auf. Da wird den eigenen Beamten unbarmherzig auf die Finger gesehen, und es wird eine staunenswerthe Fülle von praktischer Menschen- und Geschäftskenntniß in den Dienst des unmittelbaren eigenen Interesses gestellt.

Das geschieht zunächst zu den eigenen, zu Finanzzwecken. Was hindert uns, diese bereite, mächtige Summe von Erfahrungen auch für anderweitige Zwecke zu verwenden? In specie für den hier in Frage stehenden? Sind die verschiedenen Organe des Staates nicht zu gegenseitiger Förderung und Ergänzung bestimmt? Dienen wir nicht Alle einem Ganzen?

Man braucht ja noch nicht so weit zu gehen, daß man notarielle Kassenrevisionen durch Enregistrements-Beamte einführt. Durch ihre bloße Hinzuziehung zu den bisher von den Staatsanwälten allein vorgenommenen Revisionen wird man in aller Stille zu einem zuverlässigen Inventare — sit venia verbo! — unsrer Notare in Bezug auf ihr Engagirtsein, auf ihre Zuverlässigkeit, auf ihre Fähigkeit und Neigung zu ordnungsmäßiger Amtsführung gelangen. Man könnte dazu vielleicht schon dadurch gelangen, daß man die persönliche Hinzuziehung auf die ganz schwarzen Schafe — sie sind wohl fast alle bekannt — beschränkte, die Erfahrungen des Enregistrements über die anderen Notare dagegen in sonst geeigneter Weise für die Personalkenntniß und Personalacten jedes einzelnen Notars ausgiebig verwenden. Man wird sich wundern, wenn man dem Enregistrement den Mund nur öffnet, was man da Alles erfahren wird. Bisher war ihm der Mund geschlossen und ist es noch.

Das also aufgemachte Inventar wird für das ganze Land eine Classification nach dem Grade der Gefährlichkeit und Mißbräuchlichkeit ergeben, damit auch den Maßstab, wonach die Art der Repression gegen jeden Einzelnen zu wählen ist. Dem schlimmsten Theil wird die strengste öffentliche Strafe gerechter Lohn sein, zur Sühne der verletzten Rechtsordnung nicht minder als zum Exempel für Alle, die Neigung verspüren, auf gleichem Wege zu wandeln oder zu bleiben. Gegen einen weiteren, größeren Bruchtheil wird disciplinarische Verfolgung einzutreten haben. Bei der großen Mehrzahl wird um so mehr Warnung genügen, als solche im Zusammenhange des ganzen Vorgehens in hohem Maße den Charakter der Nachdrücklichkeit und Wirksamkeit haben wird.

Ein solches Vorgehen würde den Bedürfnissen des ganzen Landes wie den individuellen Momenten gleicher Weise Rechnung tragen. Jetzt wird planlos, wie es der Zufall will, und in sehr verschiedenem Tempo, je nach dem Verständniß und dem Thatendrange der verschiedenen Ersten Staatsanwälte, eingeschritten. Mit öffentlicher Strafe nur, wo der Scandal es absolut fordert. Sonst nur disciplinarisch, und da wiegt eine Ordnungswidrigkeit gegen den überaus verwickelten büreaukratischen Mechanismus möglicher Weise sehr schwer, während der wirkliche Verbrecher verhältnißmäßig billig davon kommt. Der Druck des Ungewissen lastet dabei auf Allen. Wer irgend abgehen kann, nimmt seine Entlassung; das auf dem Stande lastende Mißtrauen, die büreaukratische Einschnürung erschweren geeigneten Ersatz, zumal da der sehr lucrativen Zukunft die Gegenwärtigkeit des großen Betriebscapitals die Wage hält. In der Sache selbst kommt es zu wesentlicher Gesundung nicht. Man sagt sich nicht und darf laut nicht sagen, daß die Gebrechen den Beruf als solchen berühren. Im Landesausschuß und sonst an hervorragender Stelle sitzen noch immer viele Notare, und unter diesen wird das Standesgefühl auch den persönlich Fleckenlosen gegen die Fortsetzung des straffen Verfahrens stimmen und in Bewegung setzen. Die Vertheidigung, daß die Sache noch schlimmer sei, als man allgemein meint, und daß sie eben den Stand als solchen trifft, setzt das Eingeständniß der früheren Blindheit und der Halbheit der ergriffenen Gegenmaßregeln voraus; sie implicirt sogar eine Desavouirung der Politik im Ganzen. Damit ist die beste Waffe gegen die im Einzelnen nicht unbegründeten Ausstellungen außer Gebrauch gesetzt. Es kann uns bevorstehen, daß man solcher Gegenströmung gegenüber die Zügel wieder ganz schießen läßt und so eine Capitulation vollzieht, schlimmer und verderblicher als der frühere Zustand. Schlimmer insbesondere auch für unsere Ehre und für den Beweis unserer Fähigkeit, das Staatsruder zu lenken. Die Machtmittel sind noch da, aber es fehlt mit dem guten Gewissen die Kraft, sich ihrer zu bedienen. Es greift eben mutatis mutandis die Wahrheit des Dichterwortes vom Fluch der bösen That Platz, und insofern hat diese besondere Frage eine nicht bloß charakteristische, sondern auch eine sehr actuelle Bedeutung.

Das vorige Beispiel ist in vielem Betracht lehrreich gewesen. Es hat unter Anderem an einem durch die Entwicklung der Dinge an hervorragende Stelle gerückten Bruchtheile von Notabeln gezeigt, wie verhängnißvoll irrig die Rechnung sich erweist, man könne einen Ersatz

für preisgegebene Machtmittel in günstiger Gesinnung erhalten. Die günstigen Gesinnungen bleiben aus, der hohe Einsatz bleibt verloren, die Autorität erleidet eine dauernde Einbuße. Zu welchen Consequenzen unsere Schwäche gegen die Notabeln, der Nichtgebrauch unserer Autorität geführt hat, mögen Ihnen zwei Beispiele auf anderm Gebiete erweisen.

Im Jahre 1884, irre ich nicht im Datum, starb in unserer Kreisstadt Saarburg der Kreisthierarzt Mangenot. Der Mann war etwa 80 Jahre alt und wohlangesehen. Er war, der Sprache und der ganzen Gesinnung nach, Vollblutfranzose; die Annexion vermochte, wie billig, daran nichts zu ändern, aber nichts lag dem alten Herrn ferner, als dies irgendwie durch Opposition zu bethätigen. Er ging seinem Berufe nach und starb in Frieden mit aller Welt. Einheimische wie Eingewanderte, Privatpersonen wie Beamte gaben ihm in großer Zahl das letzte Geleit. Auf einmal sieht man einen unsrer damaligen Hauptnotabeln (dies trotzdem, daß er für Frankreich optirt hatte), einen reichen Industriellen und Grundbesitzer, den Herrn Chevandier de Valdrôme am Grabe stehen. Er hält eine Rede, an deren Schluß er erklärt, noch müsse er betonen, der Verstorbene habe, wie Alle, den Verlust des früheren Vaterlandes als den größten Schmerz empfunden und die Wiedervereinigung der Kinder mit der Mutter Frankreich als theuerste Hoffnung allezeit im Herzen getragen. Wenn der Tag dieser Wiedervereinigung — natürlich auf friedlichem Wege — erfolge, dann werde das Herz des Verstorbenen noch im Grabe erzittern. (Alors son coeur tressaillira dans la tombe).

Eine Demonstration also in optima forma. Was war die Folge? Sofortige Verhaftung und dann Landesverweisung wegen offenkundigen Mißbrauchs unsrer Gastfreundschaft? Nein! Beim Verlassen des Kirchhofes fühlte sich der Herr Kreisdirektor, also die Personification des Staates in seiner allgemeinen Befehlgewalt, veranlaßt, dem Herrn Chevandier die Hand zu drücken. Er soll ihm außerdem seinen Wagen angeboten haben.

Immerhin muß doch nach oben über den Fall berichtet worden sein. Man ist dann doch gegen den Mann mindestens zurückhaltender geworden, werden Sie, müssen Alle annehmen. Urtheilen Sie! Der Statthalter von Manteuffel, dem die Sache doch kaum unbekannt geblieben sein kann, sah sich veranlaßt, Herrn Chevandier einen Besuch zu machen. Bei der Tafel begrüßte Herr Chevandier, der des Deutschen etwas mächtig war — er ist inzwischen gestorben — in deutscher Sprache seinen hohen Gast; dieser, der unmittelbare Vertreter Seiner

Majestät, dankte in französischer Sprache, indem er den Gebrauch dieses Idioms auf ein Gebot der Courtoisie zurückführte.

Gestatten Sie mir, einen weiteren Vorfall einzuschieben, der zeigt, wie solches und ähnliche Gunstbezeugungen auf die Volksstimmung zurückwirkte. Ein Mann war wegen Schlägerei zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Nicht in Lörchingen, sondern in Zabern. Ich konnte ihm daher auf seine Frage, wie er die Umwandlung in Geldbuße erzielen könne, Rath ertheilen. Der Rath ging dahin, seinem Anwalte, den ich als tüchtig kannte, zu folgen und Berufung einzulegen. Darauf erklärte er, seine Familie sei mit dem Herrn Chevandier bekannt, der werde ihm Begnadigung verschaffen. Ob sich der Herr Chevandier für ihn bemüht hat, weiß ich nicht; ich bin nach dem Charakter des Mannes geneigt anzunehmen, daß er dessen Geneigtheit, für ihn einzutreten, überschätzt habe. Genug, er mußte die Strafe absitzen. Die Verwendung, wenn es zu solcher gekommen ist, war also erfolglos, aber darauf kommt es für die Stimmungsfrage nicht an. Hiefür ist entscheidend, daß der Bestrafte in der Zuversicht der mächtigen Verwendung für den Gnadenweg, das empfohlene Rechtsmittel versäumte. Ich komme jetzt zum zweiten Hauptbeispiel.

Im Herbste 1886 oder 1887 war für Saarburg ein Fest des landwirthschaftlichen Kreisvereins in Aussicht genommen und fand auch statt. Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, einer halbamtlichen Institution, war der Kreisdirektor, damals noch der nämliche, von dem oben die Rede war. Einige Tage vor dem Festsonntage war ich in Saarburg und wurde durch die Art, wie sich das Fest auf einheimischer Seite als Demonstration ankündigte, so angewidert, daß ich beschloß, dem Feste fern zu bleiben. Die Berichte, die ich ex post erhielt, kamen von verschiedenen Seiten, lauteten aber übereinstimmend dahin, daß das Fest unter den Augen der Behörden zu einer wahren Franctireur-Orgie ausgeartet sei. Mit Benützung des Umstandes, daß wir uns — Gott weiß aus welchen Gründen — veranlaßt gesehen haben, Elsaß-Lothringen besondere Landesfarben, roth-weiß, zu gewähren, war die ganze Stadt französisch beflaggt. Man entdeckte nämlich, daß die Saarburger Stadtfarben blau-weiß seien und stellte sie überall mit den Landesfarben so zusammen, daß die geliebten Farben der Vergangenheit in's Auge fielen. Die Propaganda für die wirklichen oder erfundenen Stadtfarben war eine außerordentliche; die fremden Gäste waren damit geschmückt, insbesondere die theilweise von ziemlich weit her herbeigeströmten Musikchöre — sog. fanfares —. Auf der Straße habe man fast nur

französisch gehört und seien überwiegend französische Weisen gespielt worden. Man habe sich, wie das so geht, in dem Sinne immer mehr gesteigert. Noch vor nicht langer Zeit äußerte Jemand, es sei ihnen, den Einheimischen, gewesen, als sei man wieder französisch geworden. Auch der Festsaal, in dem das Festmahl stattfand, muß so decorirt gewesen sein; ein mir näher bekannter Beamter fühlte sich dadurch so verletzt, daß er sich vor dem Essen zurückzog. Genug, die Sache muß toll gewesen sein und aller Beschreibung spotten. Ich enthalte mich absichtlich weiterer Details und hebe nur nochmals hervor, daß das Fest nicht bloß unter den Augen der Behörden stattfand, sondern auch z. B. das Festessen, unter deren Mitwirkung.

Der Kreisdirektor soll einen gehörigen Rüffel bekommen haben. Das hat aber die Sache und ihren Eindruck nicht verwischt, und die Sache zeigt, was man sich einer lässig gehandhabten Autorität gegenüber herausnehmen darf. Es ist und bleibt eine Schande für uns.

Nun wohl! So Schlimmes ist wohl anderwärts nicht vorgekommen, und auch in unserm Kreise könnte es nicht mehr vorkommen. Aber auch zu der Generalversammlung des Vogesenclubs in Gebweiler i. J. 1887 — die Saarburger Affaire datirt also doch wohl vom Jahre 1886 — ist der Saal nur mit rothweißen Fahnen ausgeschmückt gewesen, wo doch die Majorität der Theilnehmer aus Altdeutschen bestand.

Ich könnte Ihnen noch manches Andere von geduldeter Verspottung der Autorität erzählen. Nicht ganz so Eclatantes auch aus neuer Zeit. Wenn es auch im Ganzen viel besser geworden ist, gut ist es noch nicht. Noch immer, trotz des Paßzwanges, empfinden wir, daß die Bevölkerung jeden Herbst, der die Besuche aus Frankreich bringt, während der Zeit und noch einige Zeit nachher ähnlichen Einflüssen unterliegt, und von dem inzwischen gewonnenen Terrain wieder verloren geht. Ursachen und Erscheinungen habe ich in meinem Septemberbriefe näher dargelegt. Es handelt sich ja für mich hier so wenig wie bei der sonstigen Darstellung um unfruchtbare Recriminationen, vielmehr darum, zu zeigen, welche Blüthen unsre falsche Politik gezeitigt hat, und daß die Wunden noch frisch sind, daß die Nachwirkungen noch fortdauern, in der Erinnerung der Bevölkerung sowohl als im Bewußtsein der ausführenden Organe, die zu Derartigem haben schweigen oder gar mitwirken müssen. Noch fehlt insbesondere die Klarheit über die mitwirkenden Ursachen und deren Fortdauer. Deren Aufdeckung vor Allem ist meine Darstellung gewidmet. Nur wer ein Uebel genau kennt, kann sich vor seiner Wiederkehr dauernd bewahren.

Die schlimmste Folge unserer Schwäche ist der noch jetzt sehr mächtige Terrorismus, der den trifft, welcher seinen Frieden mit der deutschen Gegenwart definitiv und ohne Hintergedanken abgeschlossen hat. Diesen trifft der Terrorismus in Gestalt einer auf allen Gebieten des Lebens sich geltend machenden Acht=Erklärung, dem Schwankenden, den neuen Verhältnissen Zuneigenden steht sie als wirksames Abschreckungsmittel vor der Seele.

In geringerem Grade beeinflußt dieses Moment jeden Verkehr der Einheimnischen mit den Eingewanderten, benimmt insbesondere dem gesellschaftlichen die zur Herbeiführung eines wahrhaft herzlichen Verhältnisses erforderliche Unbefangenheit. Jeder, der sich mit uns tiefer einläßt, weiß, daß er dafür notirt wird, der Abhängige und der kleine Mann weiß, daß sein Clientelverhältniß darunter leidet.

Ich gebrauche absichtlich das Wort Clientel und zwar in einem dem römischen ähnlichen Sinne. Die Sache ist keineswegs antiquirt; nach meinen Beobachtungen ist sie Etwas, das auf das Tiefste mit der französischen Art zusammenhängt.

Der Franzose, der die „générosité“ zu seinen Nationaltugenden zählt, thut im Ganzen genommen, in Wirklichkeit nichts ohne Gegenleistung. Dem, was sich äußerlich als Schenkung ausnimmt, haftet als beiden Theilen selbstverständliche Voraussetzung irgend ein Entgelt an. Wer es nicht prästirt, mag sicher sein, daß nicht bloß weitere Schenkungen unterbleiben, daß ihm auch die unvergoltene zu reumüthiger Erinnerung gebracht werden wird. Das ist Volksart und hat sich mit Anderem der France allemande eingeimpft.

Der Entgelt ist als ein ganz realer gedacht, nicht als Dankbarkeitsempfindung des Herzens. Nichts ist unseren neuen Landsleuten anfangs so verblüffend gewesen, als daß wir mit vollen Händen Gaben um uns streuten ohne andern Gegenwerth als einen auf Dankbarkeit lautenden Wechsel von so langer Sicht, daß die Einlösung außer Betracht blieb. Sie mögen Anfangs gedacht haben, die zunächst oder unmittelbar erwarteten Gegenleistungen würden nur nicht gleich formulirt. Das konnten sie verstehen, denn grade in diesen Dingen, für die Gegenleistung zumal, vermeidet französische Art nicht bloß die grands mots, sondern sogar den directen Namen als etwas Plumpes; man verständigt sich mit halben Worten. Als aber der reiche Spender fortfuhr zu schweigen, da verwandelte sich die Verblüffung für die „praktische“ Auffassung in eine gewisse Verachtung. Soweit die Empfindung einen Antrieb für die Zukunft bildete, war nicht Dankbarkeit, sondern immer neues Verlangen die Folge, ohne

Gedanken an eine Gegenleistung zunächst, bald mit Abweisung jedes Gedankens an solche.

Der von französischer Art ganz real gedachte Entgelt mag im einzelnen Falle sehr verschieden gestaltet sein, stets wird erwartet, daß er der Erhöhung des Ansehens des Gewährenden zu Gute komme. Dem hochgespannten nationalen Ehrgeize entspricht beim einzelnen Franzosen oder von französischer Art Ergriffenen, ein sehr lebhafter Drang nach persönlicher Geltung. Jeder von uns wird ihn beobachtet haben. Kann man nicht mehr sein als Andere, so will man es wenigstens scheinen.

Hier interessiren uns beide Eigenschaften, daß Nichts umsonst gegeben wird, und daß der Entgelt stets als Machtzuwachs dient, insofern, als das Wesen der Clientel damit eine nationale Unterlage hat, und als die Notabilität eine größere Clientel zur selbstverständlichen Basis, aber auch verstärkt zur Folge haben muß. Daraus ergibt sich, daß die sehr ausgedehnte Immunität, die wir dem Notabelnthum gewährt haben, auch darin zu unserem Schaden ausschlagen mußte, daß sie ihm die terroristische Geltendmachung seiner französischen Tendenzen nach unten möglich machte, jedenfalls wesentlich erleichterte. Die terroristische Neigung als solche wiederum entspringt einem anderen Nationalzuge des Franzosenthums, sie ist die verschärfte Erscheinungsform der propagandistischen Anlage.

Dieser Terrorismus ist mit Nichten überwunden. Die verhältnißmäßige Energie zwar, die unsre Verwaltung in den letzten Jahren entwickelt hat, der Umstand noch mehr, daß sie seit Jahren in wesentlich gleicher Richtung, sich sogar verstärkend, thätig bleibt, daß die Periode der Energie damit dem allgemeinen Bewußtsein immer mehr aus dem Charakter der Phase in den der Dauer tritt, diese Momente haben in Verbindung mit dem Schwergewicht der Thatsache, daß die größere Macht doch weitaus auf unserer Seite ist, den Terrorismus etwas eingedämmt, wenigstens tritt er viel behutsamer auf, aber er hat zu kräftige Wurzeln geschlagen, er liegt, wie dargelegt ist, zu sehr im Zuge der Verhältnisse, im Charakter von Land und Leuten, als daß wir ihn für abgethan halten dürften.

Entscheidend für Letzteres ist nur eine Probe: das Verhalten unserer Bevölkerung in einem neuen Kriege mit Frankreich, und wir haben noch nicht einmal die kleinere Probe durchgemacht, die neuer Reichstagswahlen, allgemeiner meine ich. Warten wir erst ab, ob wir bei der nächsten nicht wieder Aehnliches erleben werden, wie bei der letzten, die die uns entgegenstehenden Strömungen zu einer Art von

Nebenregierung vereint hervortreten ließ. Vergegenwärtigen wir uns, daß wir unsere Energie zumeist an den Oberen zu bethätigen haben, und daß das Perianderſche Recept vom Abſchlagen der höchſten Mohnköpfe cum grano salis auf alle Zeiten anwendbar bleibt. Vergeſſen wir nicht, daß auch das zur richtigen Energie gehört, die Bedürfniſſe der misera et contribuens plebs ſelbſt zu erforſchen, ſich um deren Wohl und Wehe ſelbſtthätig zu kümmern. Bisher haben wir mehr die Verführten als die Verführer getroffen, den kleinen Dieb gehängt und den großen laufen laſſen, laſſen wir erſchlichene Legitimationen zur Vertretung des Landes unangefochten fortgelten, haben wir uns noch nicht einmal dazu aufgerafft, Dinge und Menſchen mit eigenen Augen anzuſehen.

Indem ich vorhin allgemeiner Reichstagswahlen als eines beſonders erheblichen Prüfſteins für die Fortdauer der franzöſiſchen Tradition und ihrer bis zur Nebenregierung gediehenen terroriſtiſchen Propaganda erwähnte, habe ich einerſeits der noch immer ſehr ſtarken parlamentariſchen Zeitſtrömung, anderſeits dem praktiſchen Gewichte von fünfzehn Stimmen mehr oder weniger auf der Regierungsſeite bei den gegenwärtigen und bevorſtehenden Majoritätsverhältniſſen des Reichstages Rechnung getragen. An ſich bleiben Reichstagswahlen, Wahlen überhaupt, trotz ihrer beklagenswerthen Häufung, immerhin aus dem Rahmen des Gewöhnlichen hinaustretende Erſcheinungen. Für ihre Bedeutung als Stimmungsmeſſer kommt neben dieſem Steigerungsfactor ſehr alterirend die Thatſache in Betracht, daß in der Regel eine Menge von Intereſſenfragen hineinſpielt und die Sicherheit des Rückſchluſſes auf die politiſche Stimmung als ſolche beeinträchtigt. Die letzte Reichstagswahl in Elſaß-Lothringen war für uns eine ſo ſchwere Niederlage, weil ſie alle dieſe Intereſſenfragen in abſoluter Ohnmacht gegen die Macht der franzöſiſchen Tradition erſcheinen ließ. Ein etwaiger Sieg bei der bevorſtehenden Neuwahl würde nicht ohne Weiteres auf das Conto eines dauernden Umſchlages in der Stimmung zu ſetzen ſein. Dies nur nebenbei. Das Volksleben in ſeinem regelmäßigen, ſozuſagen täglichen Verlaufe, bietet andere Stimmungsmeſſer. Laſſen Sie uns einige ſuchen.

In meinem Septemberbriefe habe ich geſagt, der franzöſiſche Gruß, den man noch heute im Munde der Deutſchredenden in Elſaß-Lothringen gewöhnlich vernimmt, ſei eine mehr oder weniger bewußte Huldigung an die Adreſſe der franzöſichen Vergangenheit. In dieſer Meinung bat ich den wohlgeſinnten Lehrer, den wir in L. ſeit etwa 4 Jahren haben, die Kinder zu veranlaſſen, mich auf der Straße

deutsch zu grüßen. Er verstand gleich die Meinung und handelte; die Eltern verstanden sie auch und recriminirten. Die Sache wurde durchgesetzt, zuerst bei den älteren Knaben. Jetzt ist die Sache allgemein. Wo man hinkommt im Umkreise, hört man von den Kindern den deutschen Gruß. Das ist sehr viel werth, zumal bei wälschem Volke, das auf Aeußerlichkeiten so scharf achtet. Und wenn es nur die eine Wirkung hat, daß die Kinder, durch die Kinder auch die Erwachsenen, auf diese Weise jeden Tag daran erinnert werden, die Sprache des Grußes sei die des Landes, der gegenüber die eigene nur den Werth eines geduldeten Verständigungsmittels habe. Die Leute drücken sich die Sache selbst natürlich anders aus, aber die Sache bleibt die gleiche in jedem Ausdruck.

Meinestheils sehe ich in der ganzen Angelegenheit, bei der selbstverständlich für die Schulverwaltung der eine Präzedenzfall in L. gar nicht in Betracht gekommen ist, einen erheblichen Fortschritt, auch in der Richtung einer endlichen Berücksichtigung volkspsychologischer Momente.

Aber es ist doch nur ein ganz kleiner Anfang. Was wird, ich will nur von unsern Beamten sprechen, daneben fortgesündigt in unnützer Anwendung der französischen Sprache, im Grußverkehr mit Einheimischen durch das ganze Land, aber auch sonst im Parliren mit Elsässern, die besser Deutsch können, im Amte, in der eigenen Familie! Würde es eine unzulässige Beschränkung der persönlichen Freiheit sein, wenn man den Beamten einschärft, daß in einem Lande, wo das Französische das Panier ist, unter dem sich alles Deutschfeindliche versammelt, ihre Amtspflicht das thunlichste Vermeiden dieser Sprache vorschreibt? Ist etwa das Wirthshaus in unserem Lande die Uebungsstätte im Französischen für deutsche Beamte?

Wenn wir leider für unsre eigene Sprache nur die mattherzigste Empfindung haben, so müssen wir die Ungleichheit der Partie gegen den Feuereifer, mit dem die französische Sprache von ächten und Stiefkindern Zoll für Zoll vertheidigt wird, durch Hineinziehen von Mitteln gutmachen, in denen wir stärker sind. Wenn der Kampf, der auf elsaß-lothringischem Boden spielt, der Kampf zwischen zwei großen Volkskulturen ist, so hat die französische Seite in der Sprache und in dem Spracheifer eine mächtige Waffe; wir können eine entsprechende Waffe nicht entbehren und müssen den Abgang an natürlichem Spracheifer durch überlegte Beförderung ersetzen. Dazu gehört vor allem Arbeit, Arbeit an uns selbst, Arbeit an Allen, mit denen wir in Berührung kommen, unaufhörliches Sichvergegenwärtigen der Aufgabe.

Es kommt dazu, daß der Anwendung der französischen Sprache ganz unzweifelhaft ein terroristisches Element mit zu Grunde liegt. Es ist noch heute unter den Einheimischen üblich — Eingeweihte sagen, mehr als vor der Annexion, — in der Oeffentlichkeit, namentlich vor Altdeutschen, möglichst viel französisch zu reden. So gut oder vielmehr, so schlecht es geht. Das geht durch alle Kreise des ganzen Landes durch. Neben andern Ursachen wirken terroristische mit. Ich habe noch nie wahrgenommen, daß ein deutschgesinnter Elsässer den Muth gehabt hätte, darauf hinzuweisen, beide Theile wären doch des Deutschen mehr mächtig, der Drittanwesende spräche doch gar kein Französisch oder lehne es ab. Es wagt's Keiner. Sie sind verlegen, brechen vielleicht das Gespräch bald ab, aber zunächst wird französisch geantwortet. Der Notar, dem ich in Gesellschaft meines Gerichtsschreibers begegne, spricht mit mir deutsch, mit meinem Secretär französisch. Dieser ist klug oder rücksichtsvoll genug, in meiner Anwesenheit deutsch zu antworten. Weshalb thut er's? Weil er weiß, daß ich darauf Acht habe. So wie ich fern bin, hört dieser Gegenzwang auf. Gegenzwang sage ich, denn auch mein Secretär steht unter dem Banne der Vergangenheit, und dieser Bann hat zu einer seiner wirksamsten Stützen die Aufrechterhaltung der Fiction, das Französische sei die eigentliche Sprache des Landes, und der falle vom Lande ab, der ihren Gebrauch zurückweise.

Wie gesagt, es spielen noch andere Momente für die Parlirerei mit, darunter bei uns Altdeutschen die unselige Eitelkeit, mit Fremdem zu prunken. Aber ein terroristisches Element hat seine Rolle dabei, und das zu beseitigen, kostet es auf unserer Seite nur den ausgesprochenen Entschluß, den übereinstimmenden und fortgesetzten Nachdruck. Aber wer denkt denn bei uns an so Etwas? Das sind bureaukratisch unfaßbare „Imponderabilien". Das erscheint ja auch viel zu klein und unbedeutend.

Am Ernstesten dürfte der Terrorismus in seiner Wirkung auf die Gedienten anzuschlagen sein.

Noch immer entziehen sich bei uns Viele durch die Flucht dem Militärdienste. Dabei wird mehr Verführung als Terrorismus in Betracht kommen, soweit fremder Einfluß thätig ist. Im Ganzen ist der deutsche Militärdienst kaum mehr gefürchtet; der verständige Vater fügt sich sogar leicht in den Gedanken, den Sohn dienen zu lassen. Nicht einmal die weite Ferne, in die der Sohn zieht, schreckt mehr so sehr. Die Leute möchten natürlich lieber, daß der Dienst im Lande abgemacht würde; da es nicht sein kann, fügt man sich in das Unver-

meidliche. Das Schwerste am Unvermeidlichen ist doch das Dienen selbst, das Beiwerk wird mitgetragen als ein Kleines.

Nicht die Gewohnheit allein hat die Abneigung gegen den Militärdienst gemildert; er selbst hat das Meiste dazu gethan. Seine Vorzüge drängen sich der Volksanschauung immer mehr auf. Die Thatsache ist ganz unbestreitbar.

Vor Allem flößt der ganze Dienst einen ungeheuern Respect ein. Da ist die selbstsichere Kraft, die dem Wälschen und Verwälschten imponirt. Ohne alle Renommage macht sie sich überwältigend geltend. Insofern bildet unser Militär ein stetes Memento an unsere Siege, die unsere Schwäche im Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte aus dem Gedächtnisse zu löschen droht. Ein Theil von dem Respect geht naturgemäß auf jeden Dienenden und Gedienten über.

Sodann kommt der Dienst dem geistigen Zuge, der aller Täuschungen ungeachtet eine Art von Zauberkraft bewahrt hat, dem Zuge der Gleichheit entgegen. Das Moment wird meist nicht gewürdigt, ist aber sehr wirksam, und sehr wirksam ist die Volksempfindung, daß im Ganzen genommen das Notabelnthum, trotz aller Bemühungen und Unterstützungen, diesem eisern aufgedrückten Zuge der Institution keinen Boden hat abgewinnen können. Die dadurch geweckte Empfindung mag sich der Dankbarkeitsempfindung nähern, und es liegt eine ernste Lehre darin, daß das, was sich der Schmeichelei und den Wohlthaten versagt, so sehr es umbuhlt wird, ungebeten der schwersten unter den Staatspflichten zu Theil wird. Um des einen ethischen Zuges willen, den unsere ganze Civilverwaltungspraxis verleugnet.

Zum Dritten kommt hierlands dem Militärdienste Etwas zu Gute, was in Altdeutschland unbekannt ist. Es ist der Gegensatz des jungen Mannes, der aus dem deutschen Dienste zurückkehrt, zu dem alten troupier, der, unfähig noch einmal als Einsteher sich zu verkaufen, den traurigen Rest seines verkommenen Selbst in's Heimathsdorf trug.

Trotz dieser die Vorzüge unseres Militärdienstes verstärkenden Momente, obgleich diese Vorzüge, wie gesagt, dem Volksbewußtsein sich eingeprägt haben und selbstverständlich dem Einzelnen, der gedient hat, zu Gute kommen und zu Gute gehalten werden, trotzdem merkt man diesem Einzelnen, abgesehen von seiner strammeren Haltung, bald Nichts mehr davon an; er taucht in der Menge der Übrigen unter, er zeigt uns mit ihnen das gleiche unfreundliche Gesicht in Allem worin wir Anerkennung der neuen Zustände wünschen und erwarten.

Der Gediente kehrt sogar jeweilig das größere Maß von Kraftgefühl und Initiative, das er dem Dienste verdankt, gegen uns.

Der Gediente folgt mit diesem Verhalten lediglich dem allgemeinen Zuge, den ich schon so oft constatirt habe, und dessen Ursachen aufzudecken meine Darstellung bestimmt ist. Aber traurig ist es, daß so edler, so wohl vorbereiteter Samen nicht aufgehen darf, daß auch hier die von uns geförderte Kraft dem Gegner zu Gute kommt!

Es ist ja auch hierin besser geworden; ich merke insbesondere im Gerichte bei den jungen Leuten, die von der Dienstzeit her noch etwas Deutsch können, größere Geneigtheit, davon Gebrauch zu machen. Früher mußte man gar hart ringen, um das Bischen herauszupressen, und ich habe immer den Eindruck gehabt, daß das Sträuben nicht bloß der einem so durchaus rhetorisch angelegten Volke besonders fühlbaren Unbequemlichkeit, sondern fast noch mehr der Furcht zuzuschreiben sei, der Betreffende werde wegen des Deutschsprechens hinterher Unannehmlichkeiten haben. Und doch müßte, wenn wir es nur so weit gebracht hätten, die für das Gemüth des Einzelnen und des Volkes maßgebenden Machtmomente ins Gleichgewicht zu bringen, der junge Mann die Gelegenheit alle Zeit benutzt haben, mit einem so bedeutsamen Vorzuge, wie es der Besitz einer zweiten Sprache darstellt, stolz herauszurücken.

Demgegenüber gibt es keinen, zugleich prägnanteren und für uns beschämenderen Gegensatz als die wohl schon erwähnte Thatsache, daß noch heute im deutschen Lande ein Jeder mit seinen paar noch so elenden Brocken französisch geradezu paradirt. Und sind wir uns denn überhaupt bewußt, daß wir von Anderen für unsere Sprache Achtung, geschweige denn Anwendung, nur dann fordern können, wenn wir ihr selbst Achtung zollen?! Versündigt sich irgend ein Volk an seiner Sprache soviel wie das unserige?

Darin haben wir noch wenig Fortschritte gemacht, ebensowenig in Opfern an unsrer Bequemlichkeit, wo uns doch jede Erfahrung tagtäglich die Nothwendigkeit vorpredigt, uns jeder Zeit im Dienste zu fühlen, den Dienstrock nie auszuthun.

Und was thun wir denn, um dem Volke näher zu rücken, ihm seine Einsamkeit zu erleichtern, ihm nur abzusehen, wo es der Schuh drückt?! Ihm, ich meine die niederen Kreise, machen wir unsere Energie fühlbar, und wir vermögen nicht einmal, die Notabelnbrille, die wir uns aufgesetzt haben, abzunehmen, mit eigenen Augen zu sehen. So kommen wir den Gemüthern nicht näher, unterwerfen wir sie nicht unserm Banne, thun wir den fremden Bann nicht ab, zwingen wir

ihm höchstens größere Behutsamkeit auf. Der terroristische Druck ist etwas gemildert, der terroristische Apparat bleibt. Und grade bei dem geringen Einflusse, den der Militärdienst dauernd auf das Gemüth unsrer Gedienten auszuüben vermocht hat, haben terroristische Momente sicher stark mitgewirkt. Ich constatirte es vorhin aus eigener Erfahrung, aber mußten nicht überhaupt die uns feindlichen Elemente den stärksten Antrieb fühlen, einem so gefährlichen Widersacher wie der Rückschlag der Militärzeit auf das spätere Leben jeden nur irgend verfügbaren Stein in den Weg zu legen?

In das Einzelne hineinzusehen, ist natürlich unmöglich. Wir zwar haben zu allem Uebrigen stets verstanden, mit offenen Karten zu spielen, unsre Gegner sind schlauer und halten sie schön zu. Statt der Terrorismuskarte zumal haben sie den ungemeinen Gesetzessinn der Bevölkerung auszuspielen gewußt. Und, als wenn wir in Allem blind sein müßten, wir lassen die falsche Karte als Trumpf gelten, um mehr „Freiheiten" und Aufhebung des Diktaturparagraphen zu fordern. Während doch jener „Gesetzessinn" im Wesentlichen nur ein Gemisch von Furchtsamkeit und von Scheu vor dem Hängen an die große Glocke ist, mit wahrer Gesetzesehrfurcht Nichts zu thun hat, solcher eher entgegensteht, insofern er sich vor jeder anderen Gewalt ebenso tief, unter Umständen noch tiefer beugt und, was die Hauptsache ist, in sich selbst keinerlei Zügel für das eigene Wollen darstellt.

Der „Gesetzessinn" ist, wenn man genauer zusieht, ein Knechtssinn; es ist ein hartes Wort, aber ich weiß kein andres. Er ist Jedem noch aufgefallen, der einige Zeit in unserm Lande geweilt hat. In Lothringen ist er mehr ausgebildet als im Elsaß, entsprechend dem geringeren Kraftgefühl der Volksart.

Diese Fügsamkeit ist im Wesentlichen ein Produkt der dem Erwerbe eigenen Friedfertigkeit und französischer Verwaltungsenergie und Verwaltungsrücksichtslosigkeit, die die gleiche ist und bleibt, mag die Spitze, die Regierungsfirma, wie ich mich früher ausdrückte, gleichwie geartet sein. Die französische Verwaltung hat große „Schneide", aber vornehmlich nach unten, sie gewährt nur dem, der auch zu gewähren hat. Daher die so vielfach beobachtete Thatsache, daß sie mit dem Notabelnthum auf die Dauer stets Hand in Hand geht, und daß sich das durch eine Erschütterung etwa gestörte gute Verhältniß nach kurzer Zeit immer wiederhergestellt hat, nachdem die erforderliche politische Frontveränderung vollzogen worden ist. Wer auf der Stufenleiter des Erwerbes und des sozialen Lebens unten steht, sieht,

daß die Höherstehenden sich immer wieder zusammenfinden, um bei dem Melkgeschäfte den Rahm abzuschöpfen, von der Auster den Inhalt zu schlürfen und der misera contribuens plebs die Schalen zu lassen.

Wenn der Untenstehende das gleiche Schauspiel sich immer wiederholen sieht, wenn er merkt, daß das Fett immer wieder oben schwimmt, so ist französische Volksart — im Allgemeinen, von großen Städten z. B. abgesehen, speziell von der Arbeiterbevölkerung solcher — nicht geneigt, demgegenüber die Rolle dessen zu spielen, der mit dem Kopfe durch die Wand rennt. Der Wälsche duckt sich lieber, und er weiß dies mit Manier zu thun, ohne in die eigentliche knechtische Gebärde zu verfallen. Er duckt sich mehr bei Seite, so daß das Gewitter der Mächtigen an ihm vorüberzieht, er ist aber schlau und sieht alle Zeit auf den Weg, ob nicht vielleicht auch für ihn Etwas abfalle. Er behilft sich mit Geduld und einer gewissen heiteren Genügsamkeit; er hat auch zu gut beobachtet, als daß er nicht wüßte, das System schließe Niemand vom Emporkommen aus. Der häufige Wechsel mag auch ihm einmal dazu verhelfen, und wenn nicht ihm, vielleicht seinen Kindern, für die er ja vor Allem sorgt.

So findet sich der Durchschnittsfranzose mit dem System ab, er sucht aus ihm sogar das Beste heraus. Jedenfalls unterwirft er sich dem System und ist weit entfernt von Trotz. Aber nimmer wird ein solches System zum ethischen Gesetz für ihn. Er fügt sich, aber als die rechte Regel, als diejenige, welche der innern Stimme entspricht, ihn durchdringt und erhebt, als solche Regel gilt ihm der Gegenstand seines Gehorsams nicht. Sein Gehorsam ist vielleicht größer, hat in manchem Betracht für den an befehlende Stelle Gesetzten etwas Bequemeres als der aus wirklichem gesetzlichen Sinne erwachsende Gehorsam, aber beider Aehnlichkeit ist rein äußerlich. Es wäre verkehrt, sie als gleichartige Werkzeuge anzusehen und zu behandeln.

Also geartet ist die so viel gerühmte Fügsamkeit. Sie ist eine auf französischem Boden gereifte Frucht des französischen Systems, und es ist nicht der geringste Beweis der Kraft dieses Systems, daß sie mit ihm in unserm Lande so feste Wurzeln geschlagen hat. Ist doch der bei Weitem größte Theil des Landes deutsch, und erscheint solche Fügsamkeit deutschem Trotz und deutschem Kraftgefühl schier unmöglich.

Genug! Die Fügsamkeit bestand, als wir das Land annektirten, sie bestand durch das ganze Land, trotz manchen Frondirens, als all-

gemeine politische Eigenschaft. Sie besteht auch noch, aber wir haben sie nicht in unsrer Dienstbarkeit zu erhalten gewußt. Sie kommt uns wohl im Einzelnen, z. B. amtlich, zu Gute, aber ihre politische Verwerthung, ihre Verwerthung für den deutschen Gedanken, haben wir aus der Hand gegeben. In der allgemeinen Stimmung, bei den Wahlen, bei jedem politischen Kampfe wird sie von den Notabeln gegen uns verwendet.

Mit einer richtigen Anwendung des do ut des hätten wir uns zum Mindesten die mittelbare Verwendung dauernd sichern können. So haben wir die Ausnutzung der Fügsamkeit den Gegnern selbst als Waffe gegen uns in die Hand gespielt, als Mittel unter Anderm des Terrorismus, der Neutralisirung der Folgen des Militärdienstes und andrer Vorzüge unsers Verwaltungswesens. Unser Mangel an Erkenntniß und unsere Schwachmüthigkeit verhindern uns sogar, den Gegnern mit der Wahrheit entgegenzutreten, wenn sie die Fügsamkeit als gesetzlichen Sinn aufputzen und zum Beweise anziehen für die Gefahrlosigkeit der „Rückkehr zum gemeinen Recht", für die Aufhebung des Diktaturparagraphen. Wir haben das Lied von dem ungemeinen Gesetzessinne so lange mitgesungen, daß wir die Falschheit der Melodie gar nicht mehr zur Geltung bringen dürfen.

Wie anders wäre es geworden, wenn wir von vornherein gestrebt hätten, der wahren Natur der sich so bequem anlassenden Fügsamkeit auf den Grund zu kommen! Dann würden wir bald die Nothwendigkeit sowohl als die Wege erkannt haben, sie zu wahrem Gehorsam des Gesetzes zu erheben und dauernd unserm Dienste zu weihen.

Die Schneide der französischen Verwaltung konnten und mußten wir in den neuen Verhältnissen bewahren, um so mehr als Alle darauf und auf Aergeres gefaßt waren, eben der Neuheit der Verhältnisse halber. Wir mußten aber mit der Schneide die allgemeine Gerechtigkeit gegen Alle verbinden, die gleiche Berechtigung und Berücksichtigung Aller aus dem todten Buchstaben in Wahrheit umsetzen. Wir mußten hinzufügen deutsche Gewissenhaftigkeit und deutsches Wohlwollen, dieses aber nicht von der schwächlichen Art, die die Gabe zum Almosen herabwürdigt, sondern von der starkmüthigen, wie sie die sich auf das Kleinste erstreckenden Cabinetsordres Friedrich's des Großen und seines Vaters beseelt.

Solches Wohlwollen hätte die der modernen Vervielfältigung der Interessen entsprechende Form schon gefunden, ohne den edeln Gehalt, den altpreußischen Geist der Zucht, Ordnung und Fürsorge der politischen Mode zu opfern, die ewigen Grundlagen jedes Staates

dem Götzendienste vorübergehender Geistesströmungen Preis zu geben. Auf dem falschen Wege haben wir es soweit gebracht, daß wir die Wahrheit nicht mehr zu sagen vermögen. Die Furcht vor Erröthen verschließt den Mund und hält die Besserung in dem, wo noch zu bessern ist, auf.

Doch ich kehre zum Hauptthema zurück: unsrer Schwäche, dem daraus hervorgegangenen Autoritätshohne, dem Terrorismus und den sonstigen Wirkungen in Vergangenheit und Gegenwart. Ich kann mich für den Rest kurz fassen, würde mich überhaupt mit dem Gesagten begnügen können, da eine allgemeine Bestandsaufnahme nicht in Frage steht, es sich ja auch nach der Natur des Gegenstandes vielfach um Etwas handelt, was nicht völlig greifbar ist, mehr gefühlt oder nachgefühlt werden muß. Es bedarf indeß noch ein Punkt der Ausführung, die Rückwirkung des Geschilderten auf die Classe der Subaltern- und Unterbeamten.

Die militärische Luft, in der wir leben, hat uns an militärische Vergleiche gewöhnt. Hier liegt der mit den Unteroffizieren sehr nahe, und er ist auch in mehr als einem Betracht zutreffend und fruchtbar.

Unsre größten militärischen Autoritäten betonen, daß ein tüchtiges Unteroffiziercorps dem Heere nicht minder Noth thue als ein hervorragendes Offiziercorps. Man kann das Gleiche für den Civildienst behaupten. Beide Stufen sind die Träger des dienstlichen Lebens in seiner regelmäßigen und täglichen Erscheinung und Function, in der Art namentlich, wie die Massen davon berührt werden.

Individuell ist von dieser Thätigkeit nur die Art, wie der Einzelne mit den Menschen umgeht, die Norm des Handelns muß im Uebrigen einerseits detaillirt, anderseits fest und gleichheitlich sein. Die Instruktion kann persönliche Ausnahmen nicht gestatten, der Unterbeamte verliert sonst allen geistigen und moralischen Halt, er wird auch uncontrolirbar. Die Regel löst sich in Willkür und ungerechte Bevorzugung auf, der Dienst leidet, der Beamte wird verdorben. Wer ein zu gutes Streben hat, um ganz zu fallen, weiß wenigstens nicht mehr wo aus und ein, alle Berufsfreudigkeit muß schwinden. In einer Zeit der materiellen Interessen wie die unsrige, der der kärglich bezahlte niedere Beamte schon ohne dies als eine Anomalie erscheint, ist die Gefahr eine doppelt große und nimmt in den verschiedenen Formen der Bestechung die größten, unheilvollsten Dimensionen an. Derjenige, der trotz Allem sich selbst hält, muß wenigstens zu dem was Andere verbrechen, schweigen, wenn er nicht Alle zu

Gegnern haben will. Des Rückhalts an den oberen Stellen muß er entrathen, denn die dienstliche Strafe versagt, wo die Meisten in culpa sind. Die besten Intentionen in den oberen Schichten sind gelähmt und machtlos. Der Wohlmeinende verzehrt sich in Grimm, Scham und Entmuthigung.

So muß es im unteren Dienst überall aussehen, wo Ausnahmen und Bevorzugungen zur Gewohnheit werden. Ganz zu vermeiden sind sie ja bei ihm nicht, es ist dies in der Fehlhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen begründet, und, wo die Gelegenheit so nahe liegt, die Versuchung so groß und häufig ist, muß alle Zeit und überall der Schwache unterliegen. Aber, gerade weil die Gefahr so nahe ist und die Folgen so schlimm sind, muß unausgesetzte Wachsamkeit geübt werden, müssen sich alle Einrichtungen in der entgegengesetzten Richtung bewegen, muß der Glaube an die Unzulässigkeit und Verwerflichkeit, an die unnachsichtliche Bestrafung jeder bevorzugenden Ausnahme die unerschütterliche, dem Bewußtsein alle Zeit gegenwärtig bleibende Grundlage des Dienstes sein.

Mit diesem Soll nun vergleichen Sie das War und Ist unsrer Zustände, wie Sie es aus meinen Schilderungen entnehmen können. Waren bei uns nicht alle Bedingungen da, um die Neigung zu dienstwidrigen Bevorzugungen in außerordentlichem Maße zu verstärken? Glauben Sie, daß der, welcher das Ohr des Ministers hatte, vor den durch die niederen Organe repräsentirten Zoll-, Steuer-, Forst-, Jagd-, Polizei-Ordnungen Halt machte, wenn sie ihm unbequem waren? Glauben Sie nicht vielmehr, daß er geneigt war, seinen mächtigen Schutz grade in dieser Hinsicht auch anderen Uebertretern zu leihen? Das kostete ja Nichts und half dem eigenen Ansehen wie nichts Anderes. Glauben Sie nicht, daß die Betreffenden ihre Macht den niederen Organen zu fühlen gegeben, zum Mindesten eindringlich zu Gemüthe geführt haben? Was blieb unter diesen dem Einzelnen, wenn er oben im Stiche gelassen wurde, übrig, als sich zu fügen und bestenfalls fünf grade sein zu lassen?

Damit begnügen sich aber die meisten Menschen nicht, wenn sie es anders können. Wer zu Unrecht unter fremdem Willen zu leiden gehabt hat, legt den seinigen dem noch Schwächeren auf. Wer in Umgebungen lebt, in denen das Geld Alles gilt, bekommt auch Respect davor und Sehnsucht danach. Ich halte mit Weiterem ein und deute nur auf den circulus vitiosus hin.

Ich möchte auch darauf aufmerksam machen, daß diese depravirenden Folgen des Systems unserer Sünden in der öffentlichen

Besprechung bisher noch nicht gewürdigt worden sind. Das spielt sich im Stillen und Kleinen ab, in die Zeitungen kommt es nicht, und man wird aus der Sicherheit, in den unteren Kreisen des Beamtenthums, die ja auch so vielfach Wohlwollen, d. h. Gehaltsaufbesserungen erfahren, sei Alles in Ordnung, kaum durch solche Vorkommnisse wie die Straßburger Indiscretionsprozesse aufgeweckt. Ich aber, ich glaube und spreche es aus, daß eine Fortsetzung der Notabelnwirthschaft in dem Manteuffel'schen Tempo noch zehn Jahre lang uns in Hinsicht auf Corruption der unteren Beamtenkreise, russische Zustände gebracht hätte.

Auch hier ist es, wie in Allem, besser geworden, aber auch hier muß ich immer wiederholen: gut ist es noch nicht, vor Allem gebricht es noch an der vollen Einsicht dessen, worin wir gefehlt haben. Ich möchte auch noch auf eine specielle Seite aufmerksam machen.

Die untern Beamtenkreise sollen doch auch Träger und Beförderer des Deutschthums sein. Welche Ermuthigung nun zu diesem Berufe lag in den geschilderten Verhältnissen? Welche Legitimation dazu gewährten sie der Bevölkerung gegenüber? Ich ziehe den Schluß nicht selbst. Jedenfalls haben diejenigen, die bei dem terroristischen Geschäfte die Lenkung haben, von den mitten unter der Bevölkerung lebenden also gestellten Unterbeamten kein Hemmniß erfahren können. Diese haben umgekehrt den Druck zu fühlen bekommen. Der Fall Mang – ich will ihn ja sonst nicht ausnutzen, es ist von anderer Seite hinreichend geschehen — der Fall Mang also legt doch immer wieder den Gedanken nahe: Wenn das dem Oberbeamten passirt ist, der seine Pflicht gegen einen Notabeln dritten Rangs gethan hat, was möchte in gleicher Lage dem einfachen Förster, dem Steuer- oder Zoll-Aufseher, dem Schutzmann, Gendarmen ꝛc. passirt sein? Wie groß mag die Zahl ähnlicher Fälle sein, in denen der pflichttreue Beamte zum Schaden noch die Schmach hat schlucken müssen?! Wahrlich, auf welchem Felde wir auch unsere Leistungen prüfen, eine Veranlassung zum Stolze findet sich nicht.

In allem bisher Berührten sind wir noch nirgends auf die Geistlichkeit, wobei ich besonders an die katholische denke, gestoßen. Und in der That, sie ist nie in den Vordergrund getreten. Um so größer ist ihr stilles Wirken, ihr verborgen thätiger Einfluß. Die Richtung ist der deutschen Sache durchaus feindlich.

Das hat sich nicht nur, abgesehen von dem Bischof Räß, bei allen Geistlichen gezeigt, die als Abgeordnete in die Oeffentlichkeit hin-

ausgetreten sind, mag man auch zugeben, daß sie sich nicht als Vertreter des Standes gaben; es ist auch Jedem klar, der einige Zeit im Lande verweilt hat. Ueber keinen Punkt dürfte allgemeinere Uebereinstimmung herrschen, am Meisten hört man es von altdeutschen Katholiken bestätigen. Die guten Katholiken unter ihnen empfinden es schmerzlich.

Wie gesagt, die katholische Geistlichkeit demonstrirt nicht gegen uns. Aber ihr ganzes Behaben, ihr Auftreten, ihre bloße Erscheinung ist ein Protest gegen die deutsche Gegenwart, ein Cultus der französischen Vergangenheit. Dieser Theil der französischen Tradition ist völlig intakt geblieben; soweit bei der römischen Kirche Nationales zur Geltung kommen darf, trägt es in unserm Lande französisches Gewand.

Das ist zunächst und vor Allem die Abbékleidung. Bekanntlich ist die Kleidung der katholischen Geistlichkeit Diözesansache. Die deutschen Diözesen Straßburg und Metz haben nicht die durchaus würdige Kleidung der übrigen deutschen Diözesen angenommen, sie halten an der auffallenden französischen fest. — Unter einander hört man die Herren nur in französischer Sprache verkehren; das gilt von der jüngsten Generation nicht minder als von der älteren, die ja den Unterricht wesentlich französisch empfing und diese Sprache naturgemäß auf die geistige Unterhaltung übertrug. Wer etwas mehr französisch versteht, merkt häufig, wie schwer der jüngeren Generation das Französische wird, aber es fügt sich Jeder, es gehört mit zum Stande. — Das Diözesenblatt für Metz erscheint in französischer Sprache; bei dem für Straßburg war es bis 1884 der Fall. Vermuthlich wird auch der Verkehr mit dem Generalvikariat in dieser Sprache stattfinden.

In der Kirche selbst, soweit eine lebende Sprache zur Anwendung gelangt, wird die Sprache des Volkes, also in den bei Weitem meisten Orten Deutsch, gesprochen; das seelsorgerische Moment steht in der katholischen Kirche viel zu hoch, als daß die allererste Sorge nicht sein müßte, sich zu verstehen. In diesem Betracht hat der frühere Bischof von Metz dem wachsenden deutschen Element in der Stadt durch deutsche Predigt und deutsche Beichtstühle pflichtmäßige Rechnung zu tragen sich beeilt. Den Statthalter von Manteuffel, der hierin einen Erfolg seiner Politik sah und ausposaunte, hat der Bischof dann freilich mit höflicher Bestimmtheit enttäuscht und zurechtgewiesen. Es war das, nebenbei gesagt, eine schwere Niederlage des kurzsichtigen Systems der Schmeichelei, und ich glaube, daß der vom Bischof

zurückgewiesene Orden Herrn v. M. bei unserem alten Kaiser nicht wenig geschadet hat.

Wenn sonach für Predigt und Beichte, Religionsunterricht u. dergl. dem Deutschen sein Recht wird, so wird dagegen heutigen Tages noch in allen katholischen Kirchen des Landes das Lateinische mit französischem Accent gesprochen und gesungen. Diese Aussprache ist sicherlich falsch, sie klingt häßlich; mir persönlich ist sie z. B. so widerwärtig, daß ich um ihretwillen trotz großer Vorliebe für den katholischen Gottesdienst denselben meide, aber sie ist ein Adiaphoron, und in der katholischen Kirche Elsaß-Lothringens sind alle Adiaphora französisch.

Dahin gehört auch der Schmuck des Altars, die Geschmacksrichtung in allen Ornamenten, Statuen, Kirchenfenstern u. dgl., Kleidung und Fahnen der Jungfrauen- und Frauen-Congregationen, die Uniform des Kirchenschweizers u. s. w.

Das sind ja Alles nur Aeußerlichkeiten, aber für den, der katholische Lebensäußerungen beobachtet, nicht unwichtige Aeußerlichkeiten, und sie alle tragen den französischen Schnitt. — Die Geistlichkeit wird strengstens auf den Umgang der Herren unter einander beschränkt, nach französischem Vorbilde und im Gegensatze zu dem in den meisten deutschen Diözesen Ueblichen. Fast nie und nirgends bekommt man die Herren zu sehen und zu sprechen, zumal da sie sich auch von allen Festlichkeiten zurückziehen. Auch das ist ganz französisch, aber sicher tritt die Geistlichkeit in Frankreich bei patriotischen Gelegenheiten in den Vordergrund, während sie sich bei uns ängstlich hütet, mehr zu thun, als sie absolut muß, zu Kaisers-Geburtstag z. B.

In dem Allen ist zweifelsohne System.

Es liegt diesem System in verstärktem Maße der früher constatirte innere Gegensatz der römischen Hierarchie zu der preußisch-deutschen Staatsentwickelung zu Grunde, und es würde thöricht sein, zu wähnen, daß die klügste, thatkräftigste und folgerichtigste Verfahrungsweise auf unsrer Seite diesen inneren Gegensatz in irgend welchem wesentlichen Betracht zu verwischen vermocht haben würde. Es würde sogar auf diesem Gebiete das Hervorkehren unsrer stärksten Waffe, des deutschen Idealismus, und seine Wahrmachung eventuell den inneren Gegensatz aus seinem relativ latenten Zustande zum Ausbruche gebracht haben, denn die Verschiedenheit unseres Idealismus von dem römisch-hierarchischen ist der Grund des inneren Gegensatzes. Also in dem Betracht war wenig zu gewinnen und ist entsprechend wenig versäumt worden. Aber in Betreff der vorhin erwähnten Adiaphora haben wir viel versäumt. Wir hätten in dem Betreff durch energische

Betonung des do ut des im Einzelnen sehr erhebliche Concessionen erlangen können, und wir hätten uns in Respect zu setzen gewußt, während unser wirkliches Verhalten bei den Vertretern einer Einrichtung, die ihre Macht in so außerordentlichem Maße, in so einziger Weise aus praktischer Menschenbehandlung schöpft, ein lebhaftes Gefühl der Verachtung hervorgerufen haben muß, das einmal recht drückend für uns werden mag.

An Mitteln der Einwirkung hat es uns nicht gefehlt. Zunächst war da als französische Erbschaft die eingreifende Kirchenhoheit. Bei einem so lebhaft functionirenden Organismus wie die katholische Kirche, fehlt es auch nie an Gelegenheiten, bei denen die Kirche auf das Wohlwollen des Staates angewiesen ist; sie weiß es zu schätzen, und wenn sie es auch nöthigenfalls versteht, sich ganz auf sich selbst und auf die eigenen Hülfsmittel zurückzuziehen, lieber wird Hülfe angenommen, von wannen sie kommen mag, und wird mit Gegengefälligkeiten vergolten. Nur dürfen diese nicht das Wesen der Kirche berühren, mit anderen Concessionen ist sie an geeigneter Stelle jeweilig sogar sehr liberal.

Man wäre auch gegen uns liberal gewesen, wenn wir nicht auch hier den Unverstand gezeigt hätten, ohne Gegenleistung mit vollen Händen Wohlthaten auszustreuen. So haben wir den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen lassen. Ich denke insbesondere an die sehr bedeutende allgemeine Aufbesserung der Geistlichen-Gehälter, die in Elsaß-Lothringen von französischer Zeit her auf dem Staatsbudget stehen. Hat es je eine günstigere Gelegenheit gegeben, verständige Wünsche wirksam zu empfehlen?

Es ist Nichts geschehen, wie wenn ein böser Geist alle unsre Schritte in Elsaß-Lothringen mit Unfruchtbarkeit geschlagen hätte! Wie kann es auch anders sein, wenn man ohne große Ueberzeugung und ohne alle Taktik, planlos vom Capitale zehrt?!

Wenn wir als Bedingung nur die eine: Abschaffung der Abbékleidung und Ersatz durch die in Altdeutschland allgemein übliche, im Auge behalten hätten, wir hätten sie durchsetzen müssen. Sie werden als Fernstehender sich vielleicht wundern, daß ich auf eine anscheinende Kleinigkeit ein so großes Gewicht lege, Sie würden aber mit solcher Geringschätzung in großem Irrthume sein. Die Errungenschaft wäre eine außerordentlich bedeutende. Wenn in den deutschen Dörfern der „Herr“, in den französischen „monsieur le curé“ ohne Soutane, im gewöhnlichen schwarzen Rocke daherginge, für das Volksbewußtsein wäre es das redendste, alle Zeit fühlbare Zeichen, daß die französische

Herrschaft einer anderen Platz gemacht hat. Die Errungenschaft redete ihre Sprache laut und deutlich jeden Tag.

Eine Thatsache von so mächtigem Eindrucke auf das Volksgemüth ist politisch von größter Wichtigkeit, sie wirkt mehr als hundert Reden und ausdrückliche Zeugnisse. Daß so Viele für dergleichen das Verständniß verloren haben, ist ein Beweis dafür, daß die parlamentarische und Preßbrille den richtigen Blick verschiebt.

Hätten wir erst das Eine erreicht gehabt, so wäre uns auch Anderes geworden; die Fortwirkung des gehörigen Nachdruckes vorausgesetzt.

Der neue äußerliche Zustand würde natürlich eine Veränderung der Gemüther noch nicht nach sich gezogen haben, aber er würde doch auf sie insoweit wirken, als der Gewohnheit Macht beiwohnt. Die Gewohnheit ist unter den geistigen Mächten nur eine der niederen, und eine Herrschaft, die sich nur auf sie gründet, hat schwachen Bestand. Aber innerhalb einer gewissen Sphäre ist sie wohlthätig und versöhnend.

In unsern politischen Berechnungen spielt die Gewohnheit eine nur zu große Rolle, aber auch bei ihr haben wir nicht selten einen Fehler in der Rechnung unterlaufen lassen. Wer aus der Fortwirkung täglicher Anschauung für sich etwas schöpfen will, muß ihr auch Nahrung bieten. Wir aber haben im Lande Alles, was in den Blick fällt, im Wesentlichen beim Alten gelassen, ja eine Zeit lang geradezu ängstlich behütet. Nur die Spitze war anders geworden, und da wähnten wir, dieses Eine, zum Uebrigen für die Gewohnheit im schreienden Gegensatze Stehende, solle das Versöhnende der Gewohnheit erfahren, derselben für sich theilhaftig werden! Gewiß sind die 19 Jahre deutscher Herrschaft als bloßer Zeitraum nicht spurlos vorübergegangen; sie haben das Volk der französischen Herrschaft entwöhnt, aber bei unsrer Schwäche haben sie das Volk nicht an uns gewöhnt, für das Volk keine gleichwerthige Autorität an die Stelle gesetzt.

Es mag uns dies, soweit die katholische Geistlichkeit in Betracht kommt, noch einmal sehr verhängnißvoll werden; bei Wahlen insbesondere, aber auch bei Anderem.

Wie gesagt, nirgends ist der Sinn und das Verständniß für Macht mehr ausgeprägt als bei der katholischen Kirche und ihren Dienern. Hätten wir consequent daraufhin gearbeitet, aus dem täglichen Leben der katholischen Kirche die französischen Aeußerlichkeiten zu entfernen, wir würden nicht blos diesen unmittelbaren Zweck, dessen Bedeutung und Tragweite richtiger Schätzung sehr hoch stehen, erreicht haben, wir würden darüber hinaus für die katholische Kirche als

physische und moralische Macht ganz an die Stelle getreten sein, die der französische Staat in ihrer Schätzung einnimmt.

In Frankreich hat sich bisher vermöge des Umstandes, daß die Staatsverwaltung, auch unter kirchlich gesinnter Spitze, die Tendenz wahrt, die staatlichen Machtmittel zusammenzuhalten und eher zu vermehren, das Verhältniß von Staat und Kirche im Wesentlichen so regulirt, daß kein Theil übermächtig war. Uns, die wir es nicht verstanden haben, uns bei der Geistlichkeit in Respect zu setzen, und im Volke selbst keine Wurzel gefaßt haben, uns kann es passiren, daß die Geistlichkeit sehr ernste Verlegenheiten bereitet. Sicher ist, daß sie in der Stille ihren Einfluß zu vergrößern bestrebt gewesen ist, und die Hierarchie müßte nicht sie selbst sein, wenn sie uns nicht eines Tages den auf diesen größeren Einfluß und unsere Schwäche gezogenen Wechsel zum Honoriren in der einen oder anderen Münze präsentirte.

Natürlich kommen für den zu wählenden Moment und für die ganze Taktik auch allgemeine politische Gesichtspunkte und Machtfragen in Betracht, aber in irgend einer Form wird uns unsere Schwäche ganz sicher zu Lasten gebucht. Schenken, das thut die katholische Hierarchie mit Nichten!

Der Einfluß selbst ist ein sehr großer und fließt aus verschiedenen Quellen. Als eine Quelle neueren Ursprungs möchte ich bezeichnen, daß die katholische Kirche die Oede, die in manchen Gemüthern der Verlust des französischen Ideals ohne Ersatz durch ein neues Staatsideal hervorgebracht, mit dem ihr selbst eigenen idealen Gehalte auszufüllen verstanden hat.

Diese neue Quelle würde einen Zuwachs darstellen. Die alten Quellen wirken daneben fort. Es ist hier nicht der Ort, sie im Einzelnen darzustellen; meine Beobachtungen reichen leider auch nicht tief genug. Aber groß und vielgestaltig ist dieser Einfluß. Für seine politische Abschätzung wird vielleicht einmal der Umstand von Erheblichkeit werden, daß er bei dem deutschen Theile der Bevölkerung einen anderen Charakter hat als bei dem wälschen. Wenn die deutschen Katholiken getreue Söhne ihrer Kirche sind, so treibt sie dazu vor Allem ein tief inneres Bedürfniß, der Zug wahrer Frömmigkeit, der uns eigen ist; von diesem Zuge sind im Ganzen die Männer nicht minder ergriffen als die Frauen. In den wälschen Orten ist dies anders. Der Zug zur Kirche ist weit mehr bei dem weiblichen Theile der Bevölkerung, der männliche Theil ist von Religion und Kirche eher abgekehrt, aber der ganz außerordentliche Einfluß, den die Frauen auf die Männer ausüben, begründet in dem wälschen Theil vermöge

der weiblichen Bigotterie einen noch größeren geistlichen Einfluß als in dem deutschen. Er wird durch den constatirten französischen Zug der kirchlichen Aeußerlichkeiten natürlich noch gehoben.

Auch noch einige Worte über unsre Kirche.

Meine Erfahrungen sind örtlich beschränkt, trotzdem glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß das Zugehörigkeitsgefühl zur evangelischen Kirche, wie auch das religiöse Bedürfniß, stärker sind als in den meisten altdeutschen Staaten. Das antikatholische Element mag dabei vielfach ausgeprägter sein als das positiv-evangelische. In einigen Gegenden, in Mülhausen z. B., überhaupt bei unsern großen Fabrikanten, ist wohl der Protestantismus zumeist eine Folie, die von der großen Menge scheidet. Aber im Ganzen und Großen repräsentirt in unserm Lande die Zugehörigkeit zum evangelischen Bekenntniß eine relativ tiefgehende, durchgängig wirksame Macht über das Gemüth, und sie hat erfreulicher Weise zugleich einen ganz deutschen Charakter bewahrt. Mag auch einzelnes Französische mit unterlaufen, Mr. le pasteur Piepenbring in Straßburg beispielsweise französische Predigten halten.

Unsre Geistlichen selbst sind keineswegs Alle deutschgesinnt; die liberalen insbesondere haben persönlich jeweilig recht starke Velleitäten nach Frankreich hin. Das kommt indeß mehr auf Rechnung der echt deutschen Oppositionslust und einer gewissen, unserm Lande eigenen Art der Eitelkeit — ich möchte sie die Zweispracheneitelkeit nennen –, als daß es einem ernsten Zuge des ganzen Wesens zuzuschreiben wäre. Immerhin ist es charakteristisch und für uns kein Grund zum Stolze, daß die jüngeren Geistlichen dem fremdartigen Zuge nicht minder als die älteren unterliegen.

In allen wesentlichen Beziehungen bleibt der Protestantismus ein deutscher Factor, von unsern Fabrikanten abgesehen, wo er nur Hochmuthsfactor ist, wo er auch mit dem überaus klugen und gefährlichen katholischen Pfarrer von Mülhausen, dem Abgeordneten Winterer, ein antideutsches Bündniß geschlossen zu haben scheint. Diese Sorte von Protestantismus wollen wir gern den Franzosen überlassen. Nicht als Protestanten sind uns die Fabrikanten gefährlich. Ihre Gefährlichkeit liegt auf anderm Gebiete, und da sind wir die stärkeren, wenn wir nur wollen. Nur Eine Fabriksequestration auf Grund des Diktaturparagraphen, die einer ganz großen natürlich, richtig eingeleitet und durchgeführt, und diese Sorte von Mitregenten liegt zu Boden! —

Doch das nur nebenbei; ich gehe jetzt über zu unseren Leistungen auf dem Gebiete der Schule und Heranziehung einer neuen Jugend.

Abgeschlossen am 10. Januar 1890.

Dritter Brief.

Der modus vivendi, auf Grund dessen die deutsche Verwaltung so Vieles beim Alten ließ, konnte nur den Charakter des Provisorischen haben. Kein Staat darf dauernd die Gemüther seiner Angehörigen fremden Geistesmächten unterworfen sein lassen. Er mag der Thatsache, daß die fertige Generation unter dem Einflusse solcher Geistesmächte herangewachsen ist und sie im Wesentlichen abzuschütteln nicht vermag, in größerem oder geringerem Maße Rechnung tragen; die künftigen und werdenden Generationen muß der Staat in seinen eigenen geistigen Bann hereinziehen. Die zur Einwirkung des Staates auf die Jugend dienenden Anstalten, in erster Reihe also die Schulen, müssen dies als alles Andere beherrschenden Zweck, der jederzeit und jedem Betheiligten gegenwärtig sein muß, verfolgen.

Die andern Zwecke der Schule haben dem angegebenen Hauptzwecke gegenüber nur secundäre Bedeutung. Die in der Schule auf die Erreichung des Hauptzweckes zu verwendende Summe von Arbeit und Thatkraft muß um so größer sein, als auf die Mit- und Nachhülfe im Hause nicht zu rechnen ist, der Einfluß des Hauses vielmehr in entgegengesetzter Richtung geht. Wie schon früher betont wurde, widerstrebt es der menschlichen Natur, daß Eltern dazu helfen sollen, ihre Kinder in einer ihnen selbst fremden geistigen Sphäre zu erziehen; Jeder will sich in seinen Kindern wiedererkennen und erneuern. Hiernach war insoweit, auch bei den Bestgesinnten und Loyalsten, zum Mindesten passiver Widerstand zu erwarten, es war demnach die Bekämpfung alles Französischen in der Schule mit unausgesetzter, sich stets steigernder Energie zu bethätigen. Hier gab es auch keinen Uebergangszustand, die Aufgabe war von vornherein mit gleicher

Straffheit in Angriff zu nehmen. Wo dies, aus Mangel an Kräften etwa, nicht möglich war, war das Interesse des Staates dahin gegeben, es möchte eher keine Schule an dem und dem Orte, für die oder jene Kreise geben, als eine solche, die französische Anschauungen darstelle und verbreite.

Das Alles ist klar und unwiderleglich, von jedem Standpunkte aus, der ein deutscher sein will. Der Einfluß auf die werdende Jugend duldet keine Compromisse, die härtesten Consequenzen durften nicht gescheut werden.

Eine Consequenz war, daß mit dem aus französischer Zeit vorhandenen Lehrerbestande aufgeräumt wurde. Es kann Niemand Kinder mit deutschem Geiste erfüllen, der nicht selbst im Innersten deutsch denkt und fühlt, nicht selbst vom deutschen Geiste durchdrungen ist. — Wenn Ausnahmen gemacht wurden, so durften sie nur in dem Sinne gemacht werden, den das Wort ausdrückt: die Ausnahme bestätigt die Regel. Fand sich irgendwo ein Lehrer, der in der seit 1854 mit äußerster Anspannung verfolgten Französirung der Schule in Elsaß-Lothringen bewußt das Deutschthum selbst bewahrt und gepflegt hatte, der mochte bleiben und an bevorzugte Stelle gebracht werden, sonst aber keiner.

Weitere Consequenz war Verbannung des Französischen als Unterrichtsgegenstand. Meine bisherige Darstellung ist ganz unwirksam gewesen, wenn sie Ihnen nicht die Ueberzeugung beigebracht hat, daß die französische Sprache das Feldzeichen unsrer Gegner ist. Wer nun in aller Welt wird im Kampfe die Fahne des Gegners schonen oder gar höher heben? Was geht uns der landläufige Einwand an, die Beziehungen zwischen Elsaß-Lothringen und Frankreich seien so mannigfach, daß die Kenntniß der französischen Sprache dem Elsaß-Lothringer fürs Leben unentbehrlich sei? Ich will nicht darauf Gewicht legen, daß diese Beziehungen doch gegenseitige sind, und daß die Consequenz als solche ebenso gut fordern würde, die Franzosen möchten deutsch lernen. Aber, die Beziehungen zugegeben, und das muß man ja leider thun, sind sie denn, ist ihre Aufrechterhaltung Etwas, was im deutschen Interesse liegt? Wollen wir einmal den Utilitarismus als staatliches Lebensprincip anerkennen, so führt er doch nur dazu, daß wir das anerkennen und unterstützen, was uns Deutschen nützt, uns Deutschen im Ganzen genommen. Soll der Nutzen jedes beliebigen Theiles am deutschen Volkskörper maßgebend sein, so mögen wir nur unsre ganze Geschichte von der Gründung des Zollvereins an wieder umstürzen. Für uns als Volk sind jene innigen und zahlreichen

Beziehungen doch nur ein Schade. Was uns voll nützte, wäre in dem Betracht eine chinesische Mauer. Da deren Aufrichtung unmöglich ist und außer Frage steht, so sollen wir, nach der im Landesausschusse z. B. allgemein zu hörenden Logik, die Beziehungen pflegen und fördern. Wer so folgert, bei dem ist Belehrung unmöglich, aber es ist anzunehmen, daß er der richtigen Logik nicht unzugänglich sein werde, wenn sie mit dem nöthigen Nachdrucke ausgesprochen und zur thatsächlichen Geltung gebracht wird. Wer nicht hören will muß fühlen.

Die richtige Logik nun geht dahin, daß wenn ein Abschluß nach den allgemeinen internationalen und Verkehrs-Verhältnissen nicht möglich ist, doch ein Austausch von Beziehungen, der über das Durchschnittsmaß hinausgeht und auf eine frühere staatliche Zusammengehörigkeit zurückzuführen ist, jedenfalls von uns nicht gefördert werden darf, daß ihm vielmehr jedes zulässige Hinderniß entgegenzusetzen ist. Die Aufnahme der französischen Sprache als Unterrichtsgegenstand ist ohne Zweifel eine Förderung; wir hätten dies von vornherein einsehen und danach handeln sollen. Das hätte seinen Eindruck auf die Gemüther nicht verfehlt, schon als bedeutsame Kundgebung der Absicht, das geistige Terrain voll in Besitz zu nehmen.

Auf die Dauer würde die Maßregel auch die thatsächliche Kenntniß der französischen Sprache und damit die Neigung, jene Beziehungen zu pflegen, zurückgedrängt haben. Es ist ganz zweifellos, daß zunächst Privatunterricht und häusliche Uebung die Lücke auszufüllen gesucht haben würden, und die Ihnen schon vielfach geschilderte Energie bezüglicher Bethätigung würde nicht ohne Erfolg geblieben sein. Aber in einem Lande, für dessen weitaus größten Theil das Französische nicht die Muttersprache ist, können jene privaten Ersatzmittel nicht dauernd mit der öffentlichen Schule concurriren. Es ist anzunehmen, daß schon jetzt jenes anstößige Kokettiren mit der französischen Sprache ein Ende genommen haben würde oder als Antiquität bei den Meisten nur noch Lächeln erweckte, während es jetzt, in Folge der verkehrten Entwicklung, ein so reeller Machtfactor gegen uns ist.

Doch da höre ich die Pädagogen von Fach, die Herren von der Zunft lauten Widerspruch erheben. Eine lebende Sprache sei für den Unterricht nothwendig, das was ich wolle, sei ja die lautere Barbarei, davon verstehe unsereiner ja gar nichts, das möchten wir ihnen überlassen. Letzteres bestreite ich. Es handelt sich um eine nicht bloß technische Frage, und da steht den Technikern das entscheidende Wort nur soweit zu, als nicht allgemeine Gesichtspunkte entgegenstehen. Gewöhn-

lich werden solche hergenommen aus der Gesundheitslehre, der Nothwendigkeit harmonischer Durchbildung und der Rücksicht auf die geistige Verdauungsfähigkeit des Kindesalters und was sonst noch viel gepredigt, aber wenig geübt wird. Aber auch die Rücksicht auf ein spezifisches Staatsinteresse ist ein solches dem Technischen Halt bietendes, Grenze setzendes Moment. — Und dann: gibt es nicht andere lebende Sprachen? Das Englische z. B. mit seinem Nutzen außerordentlicher Verbreitung und seiner wunderbar reichen und mächtigen Literatur?

Also in Summa: Die französische Sprache mußte sofort aus allen Lehrplänen gestrichen werden. Es ist nicht geschehen, aber glücklicher Weise handelt es sich hier um ein Versäumniß, bei dem die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft nicht präjudicirt. Die richtige Maßregel kann jeder Zeit nachgeholt werden, es bedarf dazu nur eines Verwaltungsactes. Man entschließe sich dazu und wähle zu seiner Ausführung einen Augenblick, in dem die Ueberschätzung des Französischen in den einheimischen Kreisen grade an die große Glocke gehängt wird. — Der Landesausschuß wird in der kommenden Session nicht ermangeln, für die Einführung des Französischen in den Volksschulen ein Fürwort einzulegen, man antworte ihm mit dem Ausschlusse dieses Unterrichtsgegenstandes auch aus den höheren Lehranstalten. Diese Antwort wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Es ist nicht anders: wer die wälsche Art kennt, weiß, daß sie nur ein kräftiges Deutsch versteht. Dieses aber sehr gut, ohne je unsere Sprache gelernt zu haben.

Die Antwort wäre um so mehr am Platze, als sich in der Bewegung für die Reichstagswahlen eine sehr starke Strömung bemerklich macht, für E. L. möglichst viele katholische Geistliche in den Reichstag zu bringen. Des Erfolges ist sie sicher. Der früher erwähnte Wechsel wird präsentirt werden; sein Preis heißt Herrschaft über die Schule. Diesen Gelüsten kann nicht zeitig genug entgegengetreten werden; ihre Verwirklichung bedeutet Verewigung der geistigen Entfremdung zwischen Elsaß-Lothringen und dem übrigen Deutschland. —

An sich ist ja die innigste Verbindung zwischen Schule und Kirche das Natürliche. Ohne das religiöse Element können Schulen wohl Abrichtungs- aber nie Erziehungsanstalten sein. Nun kann ja in einem paritätischen Staate nie der Grundsatz erkannt werden, daß das religiöse Element zu seiner Pflege die Herrschaft der Geistlichkeit über Lehrer und Schule voraussetzte, aber in normalen Verhältnissen

ist der Geistliche der natürliche Schulinspektor. Die geistliche Schulinspektion ist — verzeihen Sie den juristischen Vergleich — kein essentiale aber ein naturale der Schulpolitik. Ich denke selbstverständlich nur an Volksschulen. Bei diesen aber, namentlich auf dem Lande, stellt sich jedes andere Verhältniß als ein ungesundes dar, das nur besondere Gegengründe von noch größerer Wichtigkeit rechtfertigen können.

Solche höhere Hindernisse liegen in Elsaß-Lothringen vor, und es hat denn auch die deutsche Verwaltung die geistliche Localschulinspection nicht eingeführt. Die Schulen niederer Ordnung werden bei uns durch Kreisschulinspectoren beaufsichtigt, die reine Staatsbeamte sind; die Schulverwaltung ist rechtlich an geistliche Mitwirkung nur in ähnlicher Weise gebunden wie an die der Civilgemeinden.

Thatsächlich ist der geistliche Einfluß viel größer; es beweist dies schon die große Anzahl von Schulschwestern, insbesondere auf dem Lande. Ich möchte dies auch, Letzteres namentlich, an sich nicht beklagen, aber es will mir scheinen, daß wir auch hier den Grundsatz des Zug um Zug zu wenig beachtet, Wesentliches aus der Hand gegeben und Unwesentliches oder doch nur Nebensächliches eingetauscht haben. Wir haben, um bei den Schulschwestern zu bleiben, sie neuerdings unsern Examensforderungen unterworfen, aber die klösterlichen Anstalten, in denen sie herangebildet werden, stehen nicht in unsrer geistigen Zucht. In St. Johann von Bassel z. B., das auf deutschem Sprachgebiete liegt und sich zumeist aus ihm recrutiren dürfte, war vor wenigen Jahren noch — wird auch wohl jetzt noch sein — das Französische die Umgangssprache der Anstalt. Glauben Sie, es sei eine für uns günstige Veränderung, wenn die deutsche Bauerntochter, die aus innerem Drange, aus Versorgungsbedürfniß, am häufigsten aber wohl aus Ehrgeiz Schulschwester werden will, zunächst lernen muß, die Oberin madame mère zu nennen und mit ihr französisch zu conversiren?! Ich meinerseits bin der Meinung, daß das ein sehr reelles Stück innerer Entfremdung gegen uns darstellt und nicht aufgewogen wird von dem Vortheil, der darin liegt, daß die nämliche Schulschwester in herbis zugleich lernen muß, den kleinen Schulmädchen das Flußnetz Deutschlands nach den neuesten Regeln der Pädagogik einzupauken.

Damit komme ich auf den zweiten Punkt, den sich die deutsche Verwaltung zum Vorwurfe machen lassen muß, soweit allgemeine Gesichtspunkte für die Volksschule in Betracht kommen. Die Ueberschätzung des Technischen, ich möchte sogar sagen des von der päda-

gogischen Mode Getragenen, hat in Elsaß-Lothringen besonders verhängnisvoll gewirkt. Nirgends war die erziehende Seite der Schule mehr zu pflegen, nirgends ist das pädagogische Experiment mehr im Schwunge gewesen und geblieben. Die erzieherische Seite, also die Einwirkung auf die Grundkräfte des Kindesgemüths, bedurfte in der Schule um so energischerer, vorwaltender Berücksichtigung als die andern großen „Ehrfurchten" des Kindes: die Eltern und der Herr Pfarrer, sich ihm überall in größerem oder geringerem Maße in einem fremden, ja feindlichen Gegenzuge offenbarten. Was konnte es solcher Anforderung gegenüber auf die Ausstattung mit einzelnen Kenntnissen, einzelnen Fertigkeiten ankommen! Diese verflüchtigen sich ja doch zumeist im späteren Leben, wenn sie nicht ganz verschwinden, und das Ziel der Volksschule kann nicht vorsichtig genug in diesem Betracht eingegrenzt werden.

Wenn wir sonach den relativen Werth der verschiedenen Schulzwecke gerade umgekehrt haben, so mag die Schuld weniger auf die jeweiligen Vertreter des unrichtigen Verfahrens als auf eine in ganz Deutschland mächtige Richtung der Zeit zurückzuführen sein. Es liegt mir auch hier viel weniger daran, gegen Personen Vorwürfe zu erheben, als die traurigen Folgen des Systems für die Hauptsache, die geistige Verschmelzung der seit 1870 werdenden Generation mit unserm deutschen Empfinden und Denken, festzustellen. Als lehrreiche Warnung für die Zukunft und als statistischen Bestand für die Gegenwart.

Ich glaube, daß der gegenwärtige Stand ein sehr betrübender ist. In den deutschsprechenden katholischen Dörfern muß das Ergebniß bei dem Hin- und Herschwanken zwischen jenen großen Autoritäten Beeinträchtigung des Charakters und der in festen Zielen und Ehrfurchten wurzelnden Ueberzeugung sein, ohne Gegengewicht in dem unlebendigen Mehr von Einzelkenntnissen. Wenn es da, wo deutsche Sprache und evangelischer Glaube herrschen, bei größerer Harmonie der zusammenwirkenden Kräfte besser aussehen mag, so fällt dies den Zahlenverhältnissen nach nicht so sehr in's Gewicht und wird in seiner relativen Erfreulichkeit weit aufgewogen durch einen Blick auf das, was die Schule in den wälschen Orten zu Wege gebracht hat. Diese, mit Ausnahme des Steinthales fast alle katholisch, sprechen kein reines oder richtiger kein Buchfranzösisch, sondern einen Dialekt — patois — der von diesem sehr stark abweicht. Ihre Schulverhältnisse waren vor der Einverleibung durchschnittlich sehr im Argen, so daß bei ihnen die Einführung des Deutschen als Schulsprache, auch vom rein päda-

gogischen Standpunkte aus, keinen Rückschritt bedeutet hätte; wir aber, wir haben die französische Sprache belassen und verstärkt. Wir haben damit der Bevölkerung das richtige Französisch erst beigebracht, die geistige Verbindung mit dem feindlichen Nachbarn besiegelt, ein Moment der Fremdheit mehr zwischen uns selbst geschaffen. Und das Alles der Correktheit zu Liebe. Als wenn wir darum nach Elsaß-Lothringen gekommen wären, um daraus ein pädagogisches Versuchs- und Musterfeld zu machen!

Man kann kaum ein bezeichnenderes Beispiel dafür finden, daß den verschiedenen Zweigen unsrer staatlichen Thätigkeit der geistig verbindende Faden fehlt. Lassen Sie mich durch Selbsterlebtes den dadurch geschaffenen thatsächlichen Zustand beleuchten.

Bis zu der Zeit — vor etwa 3 Jahren —, in der die Pflege des Deutschen in der Schule endlich begann, wirklich controlirt wurde, gab es in Lörchingen nur eine Beamtenfamilie, in der deutsch mit den Kindern gesprochen wurde. Die meisten Beamtenkinder verstanden nicht ein Wort unserer Sprache.

Bei einem auswärtigen Termine passirte es mir einmal, daß die erwachsenen Zeugen sämmtlich deutsch vernommen werden konnten, von den unerwachsenen, deren Kindern, kein einziges.

In Soldatenthal (außer der Beamtencolonie Deutsch-Avricourt die einzige deutschsprechende Gemeinde meines Gerichtsbezirkes), stellte an oder beließ unsre Verwaltung als einzige Lehrkraft eine Schwester, die französisch lehrte, wohl gar kein deutsch konnte. Die Eltern sprechen zu Hause deutsch, wenn sie zu Gericht kommen, auch; ein Mädchen von 15 Jahren dagegen, unter der deutschen Herrschaft geboren, konnte ich in keiner Weise zu einem deutschen Worte bewegen.

Man mag von dem Allen viel auf Rechnung der Straße, wo die Kinder durcheinander spielen, oder des zu unserer Schande so verschiedenen Grades von Spracheifer bei deutschen und wälschen Eltern setzen. Die Schule wirkt doch ihr gut Theil mit, in dem Soldatenthaler Falle ist sie der einzige Grund.

Man kann auch nicht sagen, das seien vereinzelte Erfahrungen. Aehnlich war und ist es überall, und es gibt doch auch einen Standpunkt der Ehre, von dem aus das Gewinnen des französischen Sprachterrains unter deutscher Herrschaft beurtheilt werden will. Auch den Hinweis, es sei ja noch nichts verloren, jetzt sei man ja auf dem rechten Wege, kann ich voll nicht gelten lassen. Der Fleck auf unsrer staatlichen Ehre bleibt, und, das Versäumte mag nachgeholt werden

können, der günstigste Augenblick ist doch verpaßt. Was unter dem frischen Eindrucke der Annexion mit dem Uebrigen als Schickung hingenommen worden und längst verschmerzt wäre, jetzt erscheint es als unnöthige Härte und muß sich von jedem Standpunkte aus die Kritik gefallen lassen. Ich denke z. B. an die in der Uebergangszeit nothwendig sinkenden unmittelbaren Leistungen der Volksschule. Das gegenwärtige Geschlecht muß die Kosten der Saat tragen, die die Zukunft einerntet, aber bei verständiger Behandlung der Dinge müßte die Erntefreude schon dem gegenwärtigen Geschlechte blühen.

So bestimmt die deutschsprachliche Reaction auftritt, wenn ich von unserm Kreise auf das ganze Land schließen darf, so fehlt es doch an Einem Punkte noch an der durchgreifenden Energie. Ich meine den Lehrerwechsel.

Ich sagte schon früher, wer in einem bestimmten Sinne erziehen wolle, müsse des Erziehers sicher sein. Ich entnahm daraus die Forderung, daß von vornherein der ganze Lehrerbestand mit verschwindenden Ausnahmen zu entlassen gewesen wäre. Der Ersatz wäre aus den besten Kräften unseres großen Vaterlandes zu beziehen gewesen, denn was von den Beamten unseres Landes im Allgemeinen gilt, daß der beste für Elsaß-Lothringen nur gerade gut genug ist, das gilt in erhöhtem Maße von den Beamten, denen die Erziehung unserer Jugend anvertraut ist. Die Jugend repräsentirt die Zukunft, und diese — es kann nicht oft genug wiederholt werden — muß uns gehören. Sonst war das Spiel des Einsatzes nicht werth; nur darum konnte man mit der Gegenwart paktiren. Diesem Gesichtspunkte mußten alle übrigen weichen, nicht bloß der, den ich als pädagogische Continuität bezeichnen möchte, sondern auch der der Humanität gegenüber den Lehrern.

Was ist nun in dem Betracht geschehen? Ich muß mich mit Andeutungen begnügen, sonst würde ich, bei doch sehr begrenztem Erfahrungsfelde, Ihre Aufmerksamkeit über Gebühr in Anspruch nehmen.

In Lörchingen wirkte bis vor Jahren ein Lehrer, der nie ein Wort Deutsch gelernt hatte. Er mag ein guter Mann sein, aber sicher war er kein guter Lehrer; es fehlte ihm an aller Autorität und offenbar auch die sittliche Hingabe an seinen Beruf. Jetzt bezieht der Mann als Pension einen Betrag, der größer ist, als er jemals in französischer Zeit an Gehalt bezogen hat, und dabei hat er uns mehr Schaden gemacht, als sich in Worten ausdrücken läßt. Denken Sie daran, wie ich Ihnen früher ausführte, daß Alles auf den Cantonal-

hauptort sieht, und daß Alles, was sich dort ereignet, gesteigerte, bis zu einem gewissen Grade vorbildliche Bedeutung hat.

In St. Quirin, einem größeren Gebirgsdorfe, das manche deutsche Familie beherbergt, wirkt noch jetzt als 1. Lehrer ein Mann, der vor einem Vierteljahre als Zeuge erklärte, er sei des Deutschen nicht mächtig genug, um sich darin auszudrücken. Er verstand die Generalfragen nicht. Der soll nun den Kindern das Deutsche beibringen! Er ist etwa 40 Jahre alt. Wenn er all die Jahre her kein Deutsch gelernt hat, so ist das geradezu strafbare Renitenz.

Aehnlich steht es in Avricourt, unmittelbar an der Grenze, ähnlich bis vor einem Jahre in Langenberg, einem ebenfalls größeren Dorfe, in Hemming an der Bahn noch jetzt 2c.

Das sind einige Erfahrungen aus einem Amtsgerichtsbezirke. So geht es durch das ganze Land durch. Es fehlt eben noch an der nöthigen Energie, an dem richtigen Tempo; noch allenthalben waltet die sich als Wohlwollen titulirende Schwäche vor. Und ist es eine Entschuldigung, wenn unsre Kreisschulinspektoren zu große Bezirke haben, wenn sie unter der aller Wahrscheinlichkeit nach durch unnütze Berichterstattung und statistischen Modetand noch vermehrten Arbeitslast erliegen? Jedes Jahr regnet es neue Ministerialbeamte, und bei den nöthigsten Außenbeamten spart man. Ja, jene Personalvermehrung an der Centralstelle bewirkt eine Vergrößerung des Bethätigungsdranges in den oberen Schichten, zu dessen Befriedigung die wirkliche Arbeit wieder auf die Schultern der Außenbeamten, der geplagten Achäer, abgewälzt wird. Oben wird ja nur geleitet und dekretirt, und das ist eine sehr ansprechende, den Reiz der Neuheit bewahrende Thätigkeit. Aber, wie ganz anders malt sich „der erhabene Fremdling, der Gedanke" in der Seele desjenigen, aus dessen „staunendem Gehirn" er eben entsprungen ist, als in der Seele dessen, der ihn zur weiteren Verarbeitung empfängt und zu eigenem Leidwesen erfährt, daß nicht jede Gedankenfabrik olympische Waare erzeugt.

Was die Qualität der neuen Lehrergeneration anlangt, so möchte ich mir ein abschließendes Urtheil ebensowenig erlauben als ein allgemein absprechendes. Sicher ist, daß die technische Vorbereitung zum Berufe im Mittel sehr gut ist, die bezüglichen Anforderungen möchten sogar zu sehr gesteigert erscheinen. Anderseits aber thut man unsern Lehrern nicht Unrecht, wenn man bei ihnen in mindestens gleichem Grade wie bei ihren altdeutschen Berufsgenossen, jene innere Ueberhebung, jene Ueberspannung der Ansprüche ans Leben, jenen Mangel

an Selbstbescheidung und Selbstbeschränkung constatirt, die den Volksschullehrer so vielfach zu einem für Dritte, am Meisten aber für ihn selbst, unerquicklichen Wesen machen und, was die Hauptsache ist, aller pädagogischen Routine unerachtet, eine gesunde erzieherische Einwirkung immer seltener werden lassen. Sicher ist ferner, daß unsern Lehrern der echt deutsch-vaterländische Sinn im Allgemeinen nicht beiwohnt. Was man in dem Betracht meist wahrnimmt, ist mehr an- und umgehängte als lebendige, den ganzen Menschen durchdringende, darum auch von ihm auf die Jugend sich fortpflanzende Empfindung.

Der aus dem Seminar ins Leben hinaustretende Lehrer hat sich mit ihm auseinanderzusetzen; nicht bloß das Leben des Staates besteht aus einer fortgesetzten Reihe von Compromissen. In unserm Lande nun sind die Einflüsse, die dabei maßgebend sind, überwiegend derart gestaltet, daß Deutschthum und innere Haltung des Lehrers die Kosten bezahlen.

Zunächst die Frau, die der Lehrer nimmt. Unsre Lehrer sind gesuchte Partien, aber mit dem Gelde nehmen sie auch die Ansprüche und die Lebensanschauungen ihrer Lebensgefährtinnen in den Kauf. Beide haben eine französische Färbung. Mehr noch als der Mann verlangt das Weib als Leitstern des Lebens etwas Festes und Sicheres; das bietet ihm die Vergangenheit, aber nicht die schwankende Gegenwart.

Dann heißt es mit dem Herrn Pfarrer sich vertragen, schon wegen des mit der Lehrerstellung auf dem Lande regelmäßig verbundenen Kirchendienstes. Dabei gewinnt sicher alles Andere eher als das Deutschthum, wenigstens bei den Katholiken. Zugleich hat dieses Vertragen etwas Ungesundes an sich, was in der Regel keinen der Betheiligten erfreut und wirklich fördert, bei dem kein Theil von Herzen und ohne Hintergedanken mitthut. Nicht ungestraft läßt sich das natürliche Verhältniß mißachten, wonach zwar jeder Theil giebt und empfängt, aber der Pfarrer die Lenkung und Bestimmung hat, der Lehrer mit Pietät und freiem Gehorsam zahlt. Auch die innere Haltung des Lehrers kann bei solchem Mißverhältniß nicht gewinnen.

Ein Gleiches gilt von der letzten Beziehung des Lehrers, die hier zu erwähnen ist. Auf dem Lande ganz allgemein, auch in kleineren Städten, ist der Lehrer zugleich Bürgermeistereisekretär; bei Versetzungen bildet das bezügliche Einkommen einen selbstverständlich in Berechnung kommenden Besoldungsbestandtheil. Dieses Mehreinkommen wird Jeder dem Lehrer gern gönnen, die Sache selbst ist, von welcher Seite aus man sie betrachten mag, ein schwerer Uebelstand. Anderseits ein kaum vermeidlicher, so lange unsere Gemeindeverfassung auf

dem rein örtlichen Standpunkte verharrt. Das Schreibwerk, das der Staat in immer zunehmendem Umfange den Gemeinden auferlegt, verlangt Jemand, der mit der Feder gut umgehen kann. Das ist auf dem Dorfe in der Regel nur der Lehrer.

Die Rückwirkung auf die Behandlung der Gemeindeangelegenheiten kann hier nicht ausgeführt werden; man darf sie kurz dahin formuliren, daß es für die Geschäfte nicht förderlich ist, wenn derjenige, der die Sache versteht, nicht schreiben kann, und derjenige, der schreiben kann, die Sache nicht versteht. Das Schreibwerk selbst läßt auch viel zu wünschen übrig. Das Entscheidende aber hier ist die Reaction des Gemeindeschreiberamtes auf die Hauptaufgabe des Lehrers und auf seinen innern Menschen. Sie ist sehr ungünstig. Diese officielle Patentirung als einziger Schriftgelehrter des Dorfes erhöht weniger sein Pflichtbewußtsein als seinen Dünkel, verschärft überhaupt seine Neigung, in die früher erwähnten Fehler zu verfallen. Seine relative Unentbehrlichkeit wächst für ihn zu maßgebender Bedeutung. Er sieht sich als Seele und Lenker des Ganzen an. Dabei kann er zu den wirklich maßgebenden Personen des Ortes, in erster Reihe zum Bürgermeister, in kein richtiges Verhältniß kommen. Der Bauer ist des schriftlichen Ausdruckes nur ganz ausnahmsweise mächtig; auch mit dem mündlichen will es, namentlich was „Correktheit" anlangt, nicht immer recht gehen, aber er weiß sehr genau, was er will, und ob ein Anderer etwas davon versteht; für den meist viel jüngeren Herrn von Habenichts, der nur auf seinem Gänsekiele reitet, hat er innerlich eine souveräne Verachtung. Was sich davon äußert, vor den Kindern etwa, kommt dem Ansehen des Lehrers nicht zu Gute; noch mehr aber schadet der erzieherischen Einwirkung des Lehrers die im Gemeindeschreiberamte liegende weitere Störung seines inneren Gleichgewichts. Wer in sich selbst so zerrissen ist, wie soll der in der Kinderseele Harmonie des geistigen und gemüthlichen Elementes erwecken?!

Dabei muß sich der Lehrer entsetzlich vereinsamt fühlen. Seiner Umgebung bleibt er innerlich fremd; heraus kommt er nicht viel und wird auch vielfach nicht für voll angesehen. Schließlich spinnt er sich ein und, wie man gewöhnlich sagt, er verbauert. Aber ein richtiger Bauer wird er nicht, er wird ein schlechter Bauer, und das ist ein häßliches, gefährliches Individuum, jedenfalls zu nichts weniger geeignet, als die Seelen der Jugend zu lenken.

Geistige Momente und Krankheiten lassen sich allerdings nicht örtlich oder nur nach Bezirken auseinanderscheiden. Für Elsaß-

Lothringen stelle ich als Ergebniß fest, daß durch mannigfache Bedingungen das erziehende Element der Volksschule bei uns noch mehr als im übrigen Deutschland in seiner Wirksamkeit behindert ist, insbesondere sofern es sich um Zuführung der Jugend zum Deutschthum handelt.

Dem also festgestellten Passivum steht als Aktivum die seit 1870 eingetretene Steigerung der unmittelbaren, durch Examen und Revision controlirbaren Leistungen gegenüber. Sie wird zuzugeben sein: die Kinder lernen mehr, und die Unterrichtsmethode scheint in einem gewissen Sinne einen hohen Grad von Vollendung erlangt zu haben. Ich möchte auch nicht die Bedeutung dieses Fortschrittes unterschätzen, aber nicht uns kommt er zu Gute.

Der Fortschritt kommt auch, so lange das erziehende Moment nicht gleichen Schritt hält, der allgemeinen menschlichen Veredlung nicht zu Gute. Es gibt hierlands viele Leute, darunter nicht bloß übelwollende und unverständige, die der deutschen Auffassung und Bethätigung des Volksunterrichtes den Vorwurf machen, sie schade dem gemeinen Manne, da sie in ihm nur Anschauungen und Wünsche erwecke, die mit seiner Lage unvereinbar seien; die frühere Unwissenheit habe den kleinen Mann glücklicher erhalten. Ich theile diese Ansichten nicht. Für mich ist jedes Streben, das geeignet ist, die Richtung des menschlichen Blickes nach vorwärts und nach oben zu fördern, der eifrigsten Unterstützung würdig. So auch eine Volksschule mit thunlichst hohen Leistungen. Aber es liegt doch eine furchtbar ernste Mahnung in der Thatsache, daß eine Anstalt, die nur die Einzelkenntnisse des Zöglings fördert, ohne ihm den Sinn für Religion, Sitte und Vaterland zu heben, dem also für das Leben Vorbereiteten die Waffen für dessen Auskämpfung zwar schärft, aber doch nur in der Richtung der Begehrlichkeit, dieser entsetzlichen Begleiterin und Feindin unserer neuzeitlichen Gesittung.

Von den höheren Unterrichtsanstalten sind mir nur Gymnasium und Hochschule bekannt.

Das humanistische Gymnasium leidet in Elsaß-Lothringen an den gleichen Uebeln, über die im übrigen Deutschland geklagt wird. Woran es liegt, gehört nicht hierher, geht auch über meine Zuständigkeit; aber es ist nicht zu leugnen, daß unsere modernen Gymnasiasten zu viel arbeiten müssen, daß sie dabei nicht mehr lernen, eher weniger, namentlich in Hinsicht auf geistige Selbstbewegung, daß sie endlich

vielfach einen gewissen Zug von Bildungsfeindlichkeit von der Schule mitnehmen. Das ist traurig und erfordert die ernsteste Aufmerksamkeit aller Betheiligten. Zu den Betheiligten rechne ich nicht bloß alle staatlich berufenen Personen, sondern Jeden, der selbst den gleichen Bildungsgang durchgemacht und den Segen einer nachhaltigen und fortwirkenden Gymnasialbildung an sich erfahren hat. Für den Grundgedanken, von dem gegenwärtige Erörterungen getragen sind, glaube ich, auch von dieser Erscheinung das entnehmen zu dürfen, daß das Technische, das Experiment, das fachmäßig Virtuose, der Drill auf Kosten der allgemeinen geistigen Zucht und dessen, was dauernd den Geist befruchtet und zu eigenem Leben erweckt, gepflegt worden sind.

Die der Schule vom Hause nothwendige Nachhülfe ermangelt unserm Gymnasium nicht bloß insofern als sein nationales Ideal mit dem der meisten Eltern nicht übereinstimmt. Es kommt hinzu, daß der Utilitarismus, das „Praktische" in unserm Lande einen sehr breiten Boden hat. Beide Momente, nicht das erste allein, bilden Hindernisse für die Verbreitung des Deutschthums durch das Gymnasium; im Ganzen ist es trotzdem ein sehr wichtiger deutscher Factor.

Unter den Gymnasiallehrern wird über starkes Streberthum geklagt. Soweit meine Erfahrungen reichen, stehen die Herren im Allgemeinen geistig höher als die Mitglieder der übrigen studirten Berufe, namentlich als wir Juristen. Bei Besetzung der Direktionsstellen scheinen schwere Versehen noch jetzt vorzukommen.

Im Ganzen athmet unser Gymnasium doch deutsche Luft und geistige Luft. Es strömt sie auch aus.

Unsre Universität ist eine der bestdotirten und wohl auch noch immer eine der bestbesetzten Hochschulen Deutschlands. Trotzdem ist ihre Existenz ein schwerer Schade für das Deutschthum. Als ich diesen Gedanken zum ersten Male aussprechen hörte, war ich ganz empört; ich habe mich aber immer mehr zu seiner Richtigkeit bekehrt. Es ist ein Unglück, daß der studirende Nachwuchs Elsaß-Lothringens nicht gezwungen ist, die ganze Studienzeit in Altdeutschland zuzubringen. Der Aufenthalt an der eigenen Hochschule bringt keine Verschmelzung mit den altdeutschen Kreisen hervor, aber er verstärkt und concentrirt die für uns ungünstigen Einflüsse aus der Heimath. Das widerwärtige Geplapper in französischer Sprache verfolgt Einen bis in die Hörsäle der Anstalt, die ihren stolzen Namen unserm alten Kaiser verdankt. Der ganze Habitus dieser Herren — z. B. Haar- und Bartschnitt — ist nach dem Französischen copirt. Es hat sogar eine

nur zu lange geduldete Verbindung mit direct deutschfeindlichen Tendenzen eine sehr weite Verbreitung gefunden. Diese jungen Leute sind keine Franzosen aber auch keine Deutschen; man nimmt an ihnen vielfach die Fehler beider Völker wahr, z. B. deutsche Schroffheit und wälsche Tücke, ohne die versöhnenden Charakterzüge der einen oder anderen Nation. Selbst gute Eigenschaften, z. B. der Fleiß, der den einheimischen Studenten nachgerühmt wird, erhalten einen banausischen Zug geistiger Unfreiheit. Einen wirklichen Charakter, einen wirklich hochstrebenden Sinn habe ich unter diesem Nachwuchs noch nicht kennen lernen, auch nie durch Dritte von Derartigem gehört. Ich möchte am liebsten keinen verletzenden Ausdruck gebrauchen, aber für die ganze Erscheinung finde ich als bezeichnenden nur den des Mestizenthums. Es verfällt eben Jeder der Entartung, der in irgend welcher wesentlichen Beziehung unter geistigen Dissonanzen aufgewachsen ist. Das Doppelleben, das die einheimischen Kreise in Folge unserer Schwäche einerseits und der, sei es freiwillig, sei es terroristisch wirksamen französischen Tradition anderseits führen, rächt sich am empfindlichsten am eigenen Fleisch und Blut. Der Einzelne empfindet den allgemeinen Zug als geistigen und äußeren Zwang mit, möchte der eigene Sinn noch so sehr uns zuneigen.

Es stellt dieses geistige Doppel- oder Zwitterleben für die ganze Laufbahn dessen, der ihm unterliegt, ein Moment der Unseligkeit und des innern Kampfes dar. Es stellt aber für ihn auch ein Moment der Unsicherheit und Schwäche in der Bethätigung nach Außen dar. Wer die bestimmenden Eindrücke für das Leben nicht aus fester nationaler Grundlage geschöpft hat, der hat an dieser Halbheit sein Leben lang zu tragen. Er mag sich die Thatsache nicht eingestehen, er mag sogar einen Stolz darin suchen, „Bürger zweier Nationen" zu sein, die Zweispracheneitelkeit, wie bei uns, gradezu pflegen, die Thatsache der Halbheit bleibt. Sie lähmt Geist und Charakter oder wendet sie falschen Bahnen zu.

Das Gesagte behält seine Gültigkeit, auch nachdem der Betreffende, durch das praktische Leben zur Entscheidung für die eine oder andre Seite gedrängt, die unsrige gewählt hat. Wir bekommen damit doch nicht den ganzen Menschen, der eifrigste Convertit vermag nicht, die Vergangenheit abzuschütteln. Um so größer war für uns die Aufforderung, jene Entscheidung in eine Zeit vorzurücken, in der der Mensch noch im geistigen Werden ist. In einer ganz in Altdeutschland verbrachten Universitätszeit würde der junge Elsaß-Lothringer in verstärkter und eindringlichster Gestalt die deutsch-nationalen Antriebe fortwirkend

gefunden haben, die ihn durch das Gymnasium begleitet hatten. Die Universität Straßburg unterbricht oder hemmt gar für immer bei Vielen das Ausreifen dieser deutschen Entwicklung.

In den gegenwärtigen Zusammenhang gehört nur andeutungsweise, daß jede Maßregel, die den Besuch der Landesuniversität den Landeskindern erschwert oder einschränkt, in ihrer unleugbaren Unnatürlichkeit auf die Dauer den Gegenbestrebungen unterliegen muß. Ein Anderes ist's mit der entschiedensten Aufstellung und Durchführung des Grundsatzes, daß kein Elsaß-Lothringer in den nächsten zwanzig Jahren im Lande angestellt zu werden Anspruch habe. Den bisherigen gegentheiligen Erklärungen und Gepflogenheiten gegenüber wird das unumgängliche pater peccavi durch energische Betonung des Gesichtspunktes verwirkter Wohlthaten compensirt werden.

Ich denke dabei an alle Stellen, mit Ausnahme etwa solcher, bei denen die Leistungen mehr Handreichungen sind. Jeder Beamte in einem neuerworbenen Lande muß vor allem gesteigerte Staatsgesinnung haben; dafür kann keine andere, noch so nützliche oder gar glänzende Eigenschaft Ersatz gewähren. Welche Staatsgesinnung nun kann den jungen Leuten, die ich Ihnen geschildert habe, beiwohnen? — Was von ihnen, den Studirten, gilt, greift in erhöhtem Maße bei der Jugend derjenigen Lebenskreise Platz, aus denen sich die subalternen und unteren Stellen ergänzen. Mag darüber der Ersatz aus dem Lande ganz in's Stocken gerathen, aus Altdeutschland stehen uns jederzeit mehr als hinreichende Kräfte zu Gebote, die den Ausfall decken. Die Wirkung wird eine vorzügliche sein. Die Jugend wird den Eintritt in den Staatsdienst mit dessen Vortheilen als Etwas ansehen lernen, das ein Kokettiren mit der französischen Vergangenheit der Eltern völlig ausschließt; diese werden in dem Wunsche, ihre Söhne von Versorgung nicht ausgeschlossen zu sehen, wie hier der Staatsdienst vorwiegend beurtheilt wird, einen Gegenantrieb gegen die Geltendmachung dieser Vergangenheit bei der Erziehung ihrer Söhne erblicken. Das Haus wird der Schule weniger entgegenstreben, und auch in Betreff der Universitätszeit wird der Nichtbesuch Straßburgs durch Maßnahmen der betreffenden deutschen Staaten zu erzielen sein.

Natürlich muß die Anstellung von Elsaß-Lothringern in den anderen deutschen Staaten so erfolgen, daß in den Angestellten der animus revertendi nicht lebendig bleibt. Die Aussicht auf Rückkehr würde Alles wieder in Frage stellen.

Die Maßregel ist eine radicale. Das, was man jetzt Humanität nennt, kommt dabei schlecht weg. Mit dieser Humanität oder „Gut-

müthigkeit" haben wir uns indeß in Elsaß-Lothringen bisher stets nur in's eigene Fleisch geschnitten.

Auch der weiblichen Erziehung seien noch einige Worte geschenkt.

Von den Schulschwestern war schon die Rede. Ich möchte deren erzieherische Wirksamkeit nicht unterschätzen oder ohne Weiteres verwerfen. Wenn ich z. B. sehe, wie sich die kleinen Mädchen hier förmlich den Rang ablaufen, um für die Schwestern das Wasser am Brunnen zu holen, wie im Gespräche der kleinen Mädchen die „chères soeurs" eine so große Rolle spielen, dann muß ich mir sagen, daß in dem großen Einflusse der Lehrerin auf das Kind Etwas liegt, was erst erworben, verdient werden muß, und zwar durch Einsetzen des eigenen Herzens für den schweren Beruf. Die strenge Zucht, in der die Schwestern selbst leben, muß auch auf ihre Schülerinnen günstig zurückwirken. Uns Evangelischen thäte eine ähnliche Institution, die zugleich dem Weibe das Haus ersetzt, in großem Maßstabe Noth. Mit den Laienlehrerinnen hapert es doch an allen Ecken, und auf dem Lande ist eine solche das vereinsamteste und deplacirteste Geschöpf, das sich die Vorstellung erdenken kann.

Sehr wenig gebe ich darauf, daß bei den Schwestern an Positivem weniger gelernt werden soll; das, was das Weib, und zwar aller Stände, an Einzelkenntnissen braucht, ist sehr wenig. Um so mehr bedarf es der Erziehung. — Dagegen verschließe ich mich keineswegs gegen die Gefährlichkeit der Thatsache, daß wir nur durch die Geistlichkeit auf die Schulschwestern Einfluß ausüben können; der staatliche Schulinspektor kann da gegen den Herrn Pfarrer nicht aufkommen. — Der geistliche Einfluß wirkt durchaus im französischen Sinne; in diesen Anschauungen wachsen auch die Schulschwestern auf, und es ist ganz unzweifelhaft, daß sie zur Geltung gebracht werden. Das ist um so bedauerlicher, als auch sonst, abgesehen vom Militär, unsre eigene Art wenig Eindruck Machendes bewiesen hat, und das Weib zumeist nach dem Eindruck urtheilt, sowie nach dem Herkommen, einer ebenfalls gegen uns gekehrten Macht. In den wälschen Orten, die doch immerhin einen nicht unerheblichen Bevölkerungsbruchtheil darstellen, ist zudem der weibliche Theil die in der That bessere Hälfte, jedenfalls die energischere. Sicher ist, daß bei den wälschen Dorfschönen der strammste unter den vom Militärdienst zurückkehrenden Burschen der ist, auf dem alle Augen mit Wohlgefallen ruhen; ebenso sicher ist es, daß die Erkorene am meisten dazu thut, ihm die paar Brocken Deutsch, die er

gelernt hat, auszutreiben, überhaupt jedes Fortwirken des im Dienste Anerzogenen zu verhindern.

Das sind Dinge, an die die Wenigsten denken, und doch sind sie so außerordentlich wichtig, wichtiger z. B. als manche Errungenschaft der modernen Pädagogik, die im Triumph durch alle Blätter getragen wird. — Näher steht den Meisten von uns schon der weibliche Mittelunterricht.

In dieser Hinsicht fehlen mir eigene Erfahrungen fast ganz. Ich weiß nur, daß in unsrer Kreisstadt auf eine höhere Töchterschule, in der wenig gelernt wurde, eine solche gefolgt ist, in der Alles gelernt wird, übrigens unter guter Leitung und deutscher Firma. Im Allgemeinen soll es in den höheren Mädchenschulen noch ganz französisch hergehen. Nicht blos was die Sprache anlangt. Auch über den Geschichtsunterricht z. B. brachten vor einigen Jahren die Blätter ganz wunderbare Aufschlüsse, nach denen an diesen Anstalten die Annexion spurlos vorübergegangen wäre. Es mag jetzt etwas besser geworden sein, aber gut ists sicher noch nicht. Charakteristisch ist der Fall, daß vor wenigen Jahren ein Mann aus meinem Bezirke für seine Tochter in Straßburg kein Mädchenpensionat finden konnte, in dem das Deutsche Umgangssprache war.

Soweit meine Betrachtungen über Schule und Jugend. Auch sie sind unerfreulich, und wir haben uns um so größere Vorwürfe zu machen, als wir auf diesem Felde unsre allgemein anerkannte Ueberlegenheit geltend zu machen hatten.

Ich schwanke noch, ob ich dem nächsten Abschnitte, der den allgemeinen Charakter einiger Ursachen der politischen Lage hervorheben sollte, nicht noch einen Excurs über die Pflege der materiellen Interessen vorausschicken soll. Wir haben auch hier viel versäumt oder in zweckloser Thätigkeit vergeudet. Insbesondere auf landwirthschaftlichem Gebiete. Anderseits setzen hier ökonomische Maßnahmen finanzielle voraus, z. B. eine einschneidende Reform des Enregistrements und Steuerwesens, in deren Betracht dem Reiche das erste Wort gehört. Dieses hat sich leider nicht in dem Maße als „freigebiger Versorger der Einzelstaaten“ erwiesen, wie es der Urheber dieses geflügelten Wortes selbst erstrebt hat. Das dürfte den Säumigen zu Gute zu rechnen sein.

Abgeschlossen am 6. Februar 1890.

Vierter Brief.

In Fortsetzung meiner Erörterungen über die Verhältnisse Elsaß-Lothringens wende ich mich zunächst zu dem, was für die Pflege der materiellen Interessen geschehen ist.

Elsaß wie Lothringen gehören zu den von der Natur begünstigten Ländern. In besonderem Maße gilt dies vom Elsaß, das man seiner Zeit als den Garten Frankreichs bezeichnet hat. Neben einer durchgängig sehr großen Fruchtbarkeit für die Grundlage aller Landwirthschaft, den Getreidebau, bringt das Elsaß alle Handelsgewächse: die Tabackspflanze, den Rebstock, Hopfen, Färbepflanzen, Gemüse aller Art, reichlich hervor. Aber auch Lothringen ist ein ergiebiges Getreideland, mit Weizen als Hauptfrucht; die anderweitige Bodenausnutzung ist weniger verbreitet als im Elsaß, aber doch, z. B. im Metzer Lande, vielfach im Betriebe. Der Weinbau, in dem erwähnten Landstriche wie in der Gegend von Vic und Château-Salins gradezu blühend, findet sich auch sonst an vielen Stellen. Unland gibt es nur wenig in beiden Ländern, beide haben auch einen bedeutenden Waldbestand. Als Spezialität Lothringens ist die Teichwirthschaft zu nennen.

Die außerordentliche Bedeutung der Fabrikation im Oberelsaß ist allgemein bekannt, auch in den anderen Landestheilen ist die gewerbliche Thätigkeit eine sehr umfassende. In Straßburg wird die Bierbrauerei im größten Stile betrieben, aber auch alle anderen Gewerbe sind vertreten. Straßburg bildet sich immer mehr zur Großstadt aus; im übrigen Lande spielt der Wein- und Holzhandel eine größere Rolle. Der Hopfenhandel ist bedeutend, hat sich aber, mit wenig erfreulichen Folgen für die Allgemeinheit, localisirt. Beide sind, wie auch Land- und Viehhandel und Geldgeschäfte, überwiegend in den Händen der

zahlreichen Israeliten. — Von den landwirthschaftlichen Nebengewerben sind Großbrennereien, wenn überhaupt vorhanden, für den allgemeinen Bestand ohne Erheblichkeit, dagegen gehört die Kleinbrennerei noch jetzt zu den landwirthschaftlichen Gewohnheiten. Sie stellt in der Gesammtsumme des Volkseinkommens wohl keinen bedeutenden Posten dar; was ihr Erheblichkeit verleiht, ist, daß so viele Haushaltungen an dem Posten Antheil haben.

Was die landwirthschaftlichen Betriebsformen und die sogen. Intensität des Betriebes anlangt, so scheint so viel festzustehen, daß das Elsaß weit über Lothringen steht. Das Elsaß ist uraltes, hochstehendes Culturland, der Elsässer ist auch ohne Zweifel rühriger und intelligenter als der Lothringer. Lothringen hat in den besten Zeiten des ancien régime Frankreichs, als dieses unter Sully, Richelieu, Colbert den größten wirthschaftlichen Aufschwung nahm, gar nicht zu Frankreich gehört, bildete vielmehr einen eigenen, zwischen Frankreich und Deutschland hin- und herschwankenden Kleinstaat, dessen Regenten mit der großen Politik soviel zu thun oder wenigstens zu sorgen hatten, daß sie für das Land selbst keine Zeit behielten. Zudem ist Lothringen gradezu menschenarm zu nennen; die dadurch bedingte ganz außerordentliche Vertheuerung des landwirthschaftlichen Hülfspersonals in Verbindung mit dem überaus schweren Boden, dürfte nur dem selbstwirthschaftenden Großgrundbesitzer Aussicht auf eine wesentliche Steigerung der Production gewähren. Um Uebrigen kann man auch Lothringen keineswegs ein armes Land nennen; es giebt noch andre Factoren als die Menge der Erzeugnisse. Es ist auffällig, wie groß in unserm Lande die Summe der Ersparnisse ist und sich erhält. Richtig ist allerdings, daß die Lebensführung eine nach unsern Anschauungen gradezu kärgliche ist.

Trotz der angegebenen, im allgemeinen günstigen Bedingungen ist, wie alle Welt behauptet und auch wirklich feststeht, ein stetiger Rückgang der Landwirthschaft zu beobachten; die Zahl der Subhastationen oder, wie man hierlands sagt, der Expropriationen nimmt in einem erschreckenden Maße zu, die Verschuldung ist sehr groß, der Bodenwerth nimmt ab, die Abkehr von dem bäuerlichen Berufe wird immer allgemeiner. Man mag von den Klagen noch so viel auf Rechnung der zunehmenden Genußsucht und Arbeitsscheu, der Uebertreibung und Unaufrichtigkeit setzen, die Thatsache des Rückganges ist nicht zu bestreiten. Alle menschlichen Institutionen müssen auf Durchschnittsleistungen basirt und danach beurtheilt werden; wer unter der Durch-

schnittsleistung bleibt, geht auch bei den günstigsten Bedingungen zu Grunde, wer über den Durchschnitt leistet, kann auch bei ungünstigen gedeihen. Bei durchschnittlich gleicher Leistung nun, bei durchschnittlich gleichem Fleiße, kann der Bauer weitaus nicht mehr das Gleiche erreichen, wie vor 30 Jahren etwa; das steht fest und begründet einen Nothstand. Darüber läßt sich nicht hinwegkommen. Diese Thatsache begründet die Pflicht des Staates zu helfen, mit allen Mitteln zu helfen. In jeder absteigenden Entwickelung liegt die Tendenz der Progression, und hier handelt es sich um den wichtigsten aller Nährstände, denjenigen, dessen Gedeihen die Voraussetzung aller Volkswirthschaft ist.

An Aerzten fehlt es dem Patienten nicht. Wenn die Zahl der Doctoren und der Recepte helfen könnte, so müßte längst Gesundung eingetreten sein. Jeder hat sein Heilmittel parat und hält es für die Panacee. Die Einen — darunter findet man viele Eingewanderte — empfehlen umfassende Betriebsänderungen, Meliorationen, größere Anwendung von Maschinenkräften, größere Intelligenz und Intensität, mit einem Worte den „Fortschritt". Andere, zum meisten Einheimische, finden das Uebel in der Abkehr von der alten einfachen Lebensweise, von der Selbstbescheidung und Selbstentsagung, die dem Berufe nothwendig sei. Beides mag richtig sein, aber einerseits sind neue Betriebsweisen doch immer nur Experimente, deren schnelle Aneignung über das Durchschnittskönnen des Bauern hinausgeht, bei denen er auch unwiederbringlich das, was seine Stärke ist, die Sicherheit in all seinem Thun, verlieren möchte; anderseits ist es nicht angängig, den Bauern zu isoliren und von den Rückwirkungen der neuzeitlichen Entwicklung auf die Lebensführung auszuschließen. Davon zu geschweigen, daß gut predigen ist, und daß es einen eigenthümlichen Beigeschmack hat, wenn man sich die Herren Sittenprediger selbst von aller Behaglichkeit des Lebens umgeben denkt.

Sehr im Schwange ist jetzt die Empfehlung des preußischen Grund- und Hypothekenbuchsystems. Wie man sich davon eine Abhülfe gegen die bäuerliche Nothlage ernstlich versprechen kann, ist mir völlig unerfindlich. Das Grundbuch mag etwas recht Gutes sein, und das hierlands geltende Hypothekenrecht französischen Ursprunges ist sicher recht schlecht, aber zunächst bewirkt jede Aenderung der Gesetzgebung in einer so in das Leben einschneidenden Materie doch nur vermehrte Unsicherheit, wirkt also eine Zeit lang creditlähmend, und dann soll noch die Rechtsgesetzgebung gefunden werden, die wirthschaftliche Schäden heilt, wenn sie damit zusammenhängen, daß die Bodenrente geringer ist als der Zinsfuß.

Wo es sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um Heilung von Schäden handelt, kann der parlamentarische Apparat nicht fehlen. So haben wir auch in Elsaß-Lothringen einen Landwirthschaftsrath erhalten. An sich ist der gedachte Apparat für Vertretung von Berufsinteressen noch am geeignetsten; nur sitzt bei uns der eigentliche Bauer nicht darin. Die Mitglieder mögen ja alle Landbesitz haben, aber sie haben auch andern, oder wenn sie wirklich mit ihren Interessen ganz mit dem ländlichen Erwerbe verwachsen sind, so sind sie stark „lateinisch" angekränkelt. In der ganzen Welt ist der Bauer derjenige, für den am schwersten ein Vertreter zu finden ist. Um sich zur Geltung bringen zu können, muß der Vertreter in den Gedankenkreis derer eingehen, denen gegenüber er die Vertretung wahrnimmt, und da kann es nur zu leicht vorkommen, daß er dem Gedanken- und Interessenkreise der Vertretenen entfremdet wird. Es ist überhaupt für die Qualität jedes Vertretungskörpers, dessen Regierungsfähigkeit, nicht sowohl das Wahlsystem, aus dem er hervorgeht, maßgebend als der gegebene Recrutirungsbezirk der zur Vertretung Berufenen und Bereiten. Weil in England so lange Zeit hindurch ein Kreis von geeigneten Parlamentsmitgliedern fest gegeben war, hat des widersinnigsten und ungerechtesten activen Wahlrechts ungeachtet der Parlamentarismus in diesem Lande so glänzende Leistungen aufzuweisen; jetzt, wo dieser Kreis durchbrochen ist und an Qualität verloren hat, vermag die immer gerechter werdende Austheilung der activen Wahlberechtigung den Verfall nicht mehr aufzuhalten. Aus dieser Erkenntniß erklärt sich die Hartnäckigkeit, mit der bei uns seitens der Reichsregierung, namentlich seitens des Fürsten von Bismarck, die Diätenversagung an die Mitglieder des Reichstages verfochten worden ist. Sie erschien als eine Gewähr für durchschnittlich bessere Qualität. Allerdings ist es nur *eine* Gewähr; daß sie allein nicht genügt, hat sich erwiesen und war auch sicherlich dem gedachten Staatsmanne klar. — Was den Bauern anlangt, so wird der selbstwirthschaftende Großgrundbesitzer noch immer der geeignetste Vertreter sein, mögen auch seine Interessen jeweilig divergiren.

In unserm Lande nun ist das Selbstwirthschaften die seltene Ausnahme, und unsre größeren Landbesitzer sind überdies sehr stark in Interessen des mobilen Capitals und entsprechende Anschauungen verflochten. Deshalb ist unser Landwirthschaftsrath keine wirksame Institution und zählt nur als einer von den Nothbehelfen mit, die mehr zur Verdunklung als zur Aufklärung des wirklich Nothwendigen führen.

Ich selbst bin nicht Landwirth und will ich mich nicht als Sachverständigen aufspielen, aber in den neun Jahren, die ich auf dem Lande lebe, habe ich die bäuerliche Bevölkerung lieb gewonnen, so abgeblaßt und verwittert die Erscheinung des lothringischen Bauern sein mag. Außerdem habe ich zwei Dinge klar erkannt.

Einmal, daß äußerste Vorsicht gilt in Betreff des Eingreifens in das eigentliche bäuerliche Leben. Was bei jedem Menschen und jeder Berufsklasse Platz greift, versteht sich in erhöhtem Maße vom Bauern: seine guten Eigenschaften sind in besonderm Grade mit seinen schlechten verwachsen; beide bedingen sich gegenseitig. Nehmt dem Bauern seine Gewohnheiten, seine festen Betriebsformen, seine Absatz- und Verkehrswege, werft ihn mit einem Worte in den modernen Strudel hinein, so nehmt Ihr ihm zugleich die Sicherheit und den festen Halt, die für sein, äußerste Stätigkeit, Geduld, Bescheidung und Entsagung erforderndes Wirken erforderlich ist. Ihr setzt ihn in eine neue Welt. Dumm ist der Bauer sicher am wenigsten, aber er ist beschränkt, in Neuem findet sich Niemand schwerer zurecht als er. Man riskirt immer, daß er für ein weniges Gute vom Neuen viel Gutes vom Alten verliert. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß der stetige Umgang mit der Natur, die Abhängigkeit von deren ewigen Gesetzen für jede Stunde des Tagewerkes eine gebundene Anschauung als unterscheidenden Charakterzug des Bauern erzeugen müsse. Nun wohl, damit hängen seine Vorzüge zusammen, unter denen Geduld und Bescheidung uns Städtern am meisten auffallen, richtiger unsre Bewunderung erwecken sollten; bringt in sein Leben die städtische Beweglichkeit, und dann seht zu, wer noch den Acker bestellt, zumal jetzt, wo so oft der Ertrag, den der Himmel gewährt, in die Tasche des Gläubigers wandert, und dem Bauern nur das nackte Leben bleibt. – Ich will nicht noch weiter ausmalen; ich bin auch weit davon entfernt, den Fortschritt abzuweisen, aber Vorsicht ist von Nöthen, und auf das Energischste möchte ich den Allerweltsverbesserer abwehren, der mit akademischen oder Zeitungsrecepten über unsre Verhältnisse abspricht, z. B. über unsere lothringische Dreifelderwirthschaft.

Sehen muß der Bauer den Fortschritt, ihn mit Händen greifen, sein Geist geht langsam aber sicher. Will man bessere und ertragsreichere Betriebsweisen einführen, so führe man sie dem Bauern vor. Man verleide den Leuten, die das Mark unseres Landes in Frankreich verzehren und unsere Leute noch dazu kopfscheu machen, den Grundbesitz in unserm Lande, kaufe ihn systematisch auf und thue ihn unter Bedingungen, bei denen sich bestehen läßt, an tüchtige Wirthe aus Alt-

deutschland aus, die ihr besseres Können an Ort und Stelle bethätigen, mit unsern Bauern Gunst und Ungunst des Bodens wie des Himmels theilen, gleiche Leiden und Freuden haben, mit Land und Leuten verwachsen, empfangen und wieder ausgeben; dann wird man den Erfolg sehen, die höhere Befruchtung des Ackers nicht bloß, sondern auch die der Herzen mit unserm, mit deutschem Sinn.

Das Andere, was ich auf dem Lande gelernt habe, ist die Erkenntniß, daß schließlich der Bauer selbst am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt. Nur verlange man von ihm nicht, daß er es auf die parlamentarisch oder preßmäßig brauchbare Formel bringe. Gestatten Sie mir statt seiner den Versuch zu machen.

Der Bauer sagt Ihnen dreierlei: Der Weizen hat keinen Preis mehr. Die Zinsen sind zu hoch. Wenn man Etwas verkaufen will, bekommt man nichts dafür; will man Etwas kaufen, so ist Alles zu theuer. Letzteres ist natürlich nur bedingt gemeint, mit Ausnahmen, deren Selbstverständlichkeit die Hervorhebung überflüssig erscheinen läßt, wie denn überhaupt das granum salis bei den aus dem Volke stammenden Aeußerungen nicht zu vergessen ist, hier so wenig wie bei der in Sprüchwörtern und Wetterregeln niedergelegten Volksweisheit. Die beiden ersten Sätze dagegen beanspruchen unbedingte Geltung.

Wenn der Preis des Weizens als unserer landwirthschaftlichen Hauptfrucht zu niedrig ist, d. h. die Bebauungskosten, die Erhaltung des Hausstandes und die nothwendige Rücklage nicht mehr deckt, und der Staat helfen soll, so mag dies auf verschiedene Weise geschehen können. Friedrich der Große z. B. hat die Getreidepreise dadurch regulirt, daß er zu niedrige Preise durch Massenankauf für die über das ganze Land verbreiteten Staatsmagazine zum Anziehen, zu hohe Preise durch Oeffnen dieser Magazine zum Weichen brachte. Man kann sich ferner innere Zölle, Prämien und sonstige Mittel denken; unter den gegenwärtigen Verhältnissen bildet die Existenz des Reiches theils eine Schranke, theils eine Stärkung des bezüglichen Handelns.

Das Reich hat für die vorliegende Frage denn auch seine Zollgesetzgebung in Thätigkeit gesetzt, und es wird anerkannt, daß dadurch wenigstens ein gewisser Stillstand der weichenden Tendenz wie auch eine größere Stetigkeit der Preisbewegung eingetreten ist. Unser Bauer ist aber noch nicht zufrieden, er ist der Meinung, der Preis sei im Mittel noch zu niedrig, der Zoll müsse noch höher werden. Ich unterwerfe mich auch hierin seiner besseren Einsicht; da aber mein Blick über den unmittelbaren Kreis der bäuerlichen Interessen hinaus-

geht, so muß ich auch Jahre einheimischen Mißwachses in Betracht ziehen, die die Zufuhr fremden Getreides zu billigerem Preise nothwendig machen. Wo nun eine Formulirung finden, die die Erfüllung dieser Forderung sichert, mit dem erforderlichen Sachverstand sowohl als der Gewähr der jedem Nothstande gegenüber indicirten Schnelligkeit, und zugleich der bäuerlichen und allgemein landwirthschaftlichen Existenzfrage gerecht wird? Ich finde nur eine, dem Parlamentarismus allerdings nicht genehme: Festsetzung des Zolles durch Kaiserliche Verordnung, etwa mit gesetzlichem Maximum und, für Nothstandsfälle, mit dem Rechte der Verwaltung die Privatgetreidevorräthe, namentlich die großen Lager, zu inventarisiren, zu tarifiren und auszuverkaufen. Wie gesagt, ich spreche keine eigene Meinung aus, ich formulire nur eine fremde, für mich maßgebende und führe sie auf ihre Consequenzen. Uebrigens haben solche Nichts, was mich persönlich abschreckt. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß was nothwendig erscheint auch in Angriff genommen werden soll.

Der zweite Punkt, der den Bauern beschwert, ist die Höhe der Zinsen. Es ist damit nicht bloß die Höhe des Zinsfußes gemeint, den er für ein geliehenes Geldkapital, für stehend bleibenden Kaufpreis, für eine Herauszahlung an Miterben und dgl. zu zahlen hat; die Beschwerde gilt auch dem, was der Bauer an Kosten aller Art an Gericht, Notar, Enregistrementsverwaltung, an Steuern und Auflagen sonstiger Natur im baarem Gelde aufzubringen hat. Ich kann hier keine Einzelheiten bringen, aber als Ergebniß einer längeren, durch eigene Interessen in keiner Weise beeinflußten Beobachtung mitten aus den Dingen heraus, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß in alledem die ländliche Bevölkerung stärker herangezogen wird, als dies nach ihrem Antheil am Nationalvermögen und nach ihrer Beanspruchung staatlicher Thätigkeit und Förderung der Fall sein sollte. Dieses Mißverhältniß ist um so größer, als der Bauer von dem, was man die Mobilisirung aller Werthe genannt hat, bis jetzt im Wesentlichen nur die Schattenseiten erfahren hat, und baares Geld beim Bauern im Allgemeinen nicht bloß etwas Seltenes ist, sondern auch in seiner Beschaffung, mag solche noch so sehr erleichtert werden, die Gefahr bietet, daß mit dem Pfande die Grundlage der ganzen Existenz auf's Spiel gesetzt werde.

Doch ich will auch hier nicht meine eigene Ansicht in den Vordergrund stellen, sondern fremde, für mich allerdings bestimmende und maßgebende zum gangbaren Ausdruck bringen. Der richtige Ausdruck dafür ist die Empfindung eines Nothstandes in ländlichen Kreisen.

Es schreit in den jahraus jahrein zahlreicher zu Grunde gehenden bäuerlichen Existenzen eine solche Fülle von Elend zum Himmel, daß es Einen erbarmen muß. Das Elend ist um nichts geringer, ja vielfach wohl größer als dasjenige, das sich jetzt so stürmisch geltend macht und von Allen eingestanden, wenn auch von Vielen in seinen eigentlichen Ursachen und Erscheinungen verkannt wird. Das Elend auf dem Lande ist nur stiller; wenn bei der Theilung der Erde dem Bauern die ehrenvollste und aus sich selbst immer wieder die Kraft erneuernde Arbeit zugefallen ist, so ist er doch zugleich zur Seite, aus dem Verkehre gestellt. Dem Bauern haben die modernen Mittel, Interessen und Wünsche an die große Glocke zu hängen, verhältnißmäßig wenig geholfen; er ist einsam geblieben, ja eher verlassener, jedenfalls unverstandener geworden. Die Schwierigkeit für ihn, eine wirkliche Vertretung zu finden, ist schon hervorgehoben worden. Der Großgrundbesitzer und der mit seiner Wirksamkeit auf's Land verwiesene Beamte werden dem Bauern immer mehr entfremdet; jener durch eigene Noth und Sorge, dieser durch das überhand nehmende Streberthum; beide durch Bildungsformen und Geistesrichtungen, die eine Abkehr von den ursprünglichen Gestaltungen des menschlichen Zusammenlebens begründen. Das Königthum in Preußen, so lange ein echtes und wahres Bauernkönigthum, ist mit glänzenderen, anscheinend drängenderen Aufgaben beschäftigt. So entbehrt denn der Stand, der sich selbst nach Außen am wenigsten helfen kann, in einer Zeit, die für ihn einen Existenzkampf einschließt, fast ganz des Anwaltes. Ja, die bloße Erwähnung seiner Bedürfnisse und ihrer Wichtigkeit für den Staat wird von unsern modernen Pharisäern als verwerflicher Egoismus gebrandmarkt. Als wenn nicht Jeder seine Interessen hätte und zu verfolgen berechtigt, ja verpflichtet wäre!

So sammelt sich eine schwere Last von Elend und Noth, von hoffnungsloser, für Andere erntender Arbeit an. Der Grimm ist um so stärker, weil ihm der Schmerzenslaut versagt ist. Wenn man den gesunden Bauernstand mit Antäus vergleichen kann, der aus der Berührung mit der Erde stets neue Kraft schöpft, so ist die Arbeit des Bauern, der nicht mehr für sich selbst erntet, Danaïden- und Sisyphusarbeit, und solche hat schon früh in der Geschichte der Völker das mit besonderer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Empfindung ausgestattete Volk als die größte Qual erkannt.

Hier am wenigsten kann eine Maßregel Hülfe bringen. Jede Kraft muß angezogen werden. Vor Allem gilt es, sich der Größe und des Ernstes der Aufgabe voll bewußt zu werden, sie nicht bloß

mit dem Verstand, sondern auch aus vollem Herzen zu ergreifen. Nicht am wenigsten werden ethische Maßnahmen in Frage kommen; die juristisch unfindbare, aber Jedem bekannte Ausbeutung fremder Noth muß wieder infamirend werden, und diese infamia muß rechtlich, gesellschaftlich und in dem, was man als das Forum der öffentlichen Meinung bezeichnet, allezeit unbestechlich und energisch zur Geltung gebracht werden. Von äußeren Mitteln gehört dahin die Pflege oder Wiedereinführung eines verständigen Anerbenrechtes, eine Heimstättegesetzgebung und sonstiges, vor Allem staatliche Uebernahme des landwirthschaftlichen Creditwesens für den mittleren und kleineren Grundbesitz. Was nach übereinstimmendem Urtheil in Preußen für den größeren Grundbesitz die Landschaften geleistet haben, muß zum Vorbilde dienen. Mögen die Opfer noch so groß sein, sei es an Geld, z. B. durch Verlust von Finanzquellen, sei es an liebgewordenen Anschauungen und an sogenannter Freiheit. Es ist, um Eins anzuführen, wohl nicht zu bezweifeln, daß bei Einrichtung von staatlichen Darlehnskassen durch das ganze Land Privatbeleihungen mit oder ohne Pfand wenigstens verlautbart werden müßten, und diese Pflicht zu sichern wäre, einmal durch empfindliche Privatrechtsnachtheile für Nichterfüllung, aber auch durch solche Ehrenfolgen, die erfahrungsgemäß auf den Bauern wirken, z. B. Verkürzung des aktiven und passiven Wahlrechts in der Gemeinde. Damit wäre, hierlands wenigstens, einer Hauptquelle des landwirthschaftlichen Rückganges: der Bequemlichkeit und Heimlichkeit der ersten Darlehen, der allmählichen Gewöhnung an Entleihen ein Hemmniß bereitet.

In Elsaß-Lothringen würde die Einführung staatlicher Darlehnskassen die Aufhebung oder wenigstens eine gründliche Reform des Enregistrements, unsrer überaus ergiebigen Stempelgesetzgebung, zur Folge haben. Das Enregistrement, eine mit außerordentlicher Kenntniß des Verkehrslebens ausgedachte Finanzquelle, ist es nicht zum wenigsten, das den ländlichen Verkehr und Besitz schwer trifft und als Quelle weiteren Uebels dem Bauern das Heranziehen eines sachverständigen Mittelsmannes für seine Geschäfte zur Gewohnheit gemacht hat. Allgemein und wie Jedermann weiß herrscht im Lande das Bestreben, das Enregistrement mit allen möglichen Verschweigungen und Simulationen zu verkürzen, denen gegenüber charakteristischer Weise die strafrechtliche Betrugsverfolgung auch von uns nicht betrieben wird. Die Bemühungen gelingen oft, aber der Bauer wird sicher des auf ihn entfallenden Gewinnes nicht froh, denn das, was er dem Staate gegenüber erspart, muß er direct oder indirect an den

Mittelsmann reichlich hinausgeben, ganz abgesehen von der Abhängigkeit, in die er zu diesem geräth und von der unmoralischen Seite, die die Vortheile der reichlichen Einnahmen schon für sich allein überwiegt und den mit französischer Art in unser Land gekommenen Hang zur Unwahrheit und zu heimlichem, das Licht scheuendem Thun arg verstärkt hat.

Ganz verschwinden werden auch die Gemeinde- oder Gemeindeverbände-Kassen, die unsre Verwaltung zur Gewährung von Darlehen — bis zu 1000 *M* meine ich — verschiedentlich in's Leben gerufen hat, da für sie neben staatlichen Cantonalkassen kein Platz mehr sein würde, und ihre, in gewissen Grenzen nicht zu bestreitende Nützlichkeit an den Nutzen und an die Einnahmen der neu zu schaffenden Kassen nicht hinanreichen würde. Diese neuen denke ich mir als Cantonalkassen, d. h. eine in jedem Canton, der Unterstufe französischer Verwaltungseintheilung, was einen, die Uebersicht und Kenntniß der localen und persönlichen Momente nicht ausschließenden und doch bedeutenden Geschäftsumfang ermöglichen würde.

Ich gehe nicht in's Detail, die Idee ist ja auch nicht sowohl eine eigene als aus dem Bestreben erwachsen, das anerkannte Bedürfniß zu formuliren und in einer an Bekanntes angegliederten Form erfüllbar darzustellen. — Ich möchte nur noch auf zwei empfehlende Momente aufmerksam machen.

1. Bei 60—70 Cantonen, die Elsaß-Lothringen haben mag, muß sich, wenn der Staat die Beleihungsgrenze rein nach nationalökonomischen Gesichtspunkten handhabt, ein sehr bedeutender Ueberschuß herausstellen. Damit würde ein finanzieller Ersatz des anderweitigen Ausfalls gegeben sein, sicher auch erhebliche wirthschaftliche Förderung und Verhütung von Ausbeutung. Das genügt aber nicht; dem Bauern und der Landwirthschaft soll gründlich und reichlich aufgeholfen werden, die Kassen sollen die wirthschaftliche Verschiebung, die zu Ungunsten des Landbaus im Verhältniß zu den mobilen Erwerbsformen eingetreten ist, ausgleichen helfen. Das kann nur geschehen durch Weiterstecken der Beleihungsgrenze. So manche bäuerliche Existenz erscheint nach rein wirthschaftlichem Gesichtspunkte nicht mehr creditwürdig, während sie, vermöge besonderer persönlicher Eigenschaften, doch ein Wiederaufkommen verheißt oder aus anderen Gründen, z. B. durch Herunterkommen in Folge Krankheit oder Mißwachses, Hülfe verdient. Ein Mann in solcher Lage bekommt vom Privaten, von einer Creditgenossenschaft, von einer Gemeinde, einem Gemeindeverbande kein Geld oder doch nur zu einem Zins, der in

sich selbst ruinös ist; der Staat dagegen kann auch hier helfen, denn was er an der einen Stelle zusetzt erhält er an anderer Stelle reichlich ersetzt. Es ist anzunehmen, daß bei Gewährung eines sehr weiten Spielraumes der Beleihung unter so vielen Cantonalkassen doch ein großer Theil erhebliche Ueberschüsse abwerfen würde. Dieser würde zur Deckung des Ausfalles in den wenigen mit Verlust arbeitenden dienen; die meisten würden sich selbst zum wenigsten erhalten. Ich nehme absichtlich die ungünstigsten Chancen an; an sich kommt doch in Betracht, daß der Staat als der die meiste Sicherheit gewährende Schuldner am billigsten geliehen erhält, wenn es richtig angefangen wird, und daß er auf diese Weise in der Lage ist, die aus der neuzeitlichen Entwicklung des Creditwesens für ihn als Ganzes sich ergebenden großen Vortheile indirect demjenigen Theile der Bevölkerung zufließen zu lassen, der sonst unter dieser Entwicklung nur leidet. Man könnte mit Fug behaupten, daß, von jedem anderen Grunde abgesehen, die Grundsätze der Gerechtigkeit eine solche Ausgleichung zur Pflicht machten.

2. Die Verbindung der landwirthschaftlichen Staatskassen mit der Verwaltungsunterstufe hat den weiteren Empfehlungsgrund, daß sie die mitwirkenden Beamten des Staates in unmittelbarste Verbindung mit den Bedürfnissen der landwirthschaftlichen Bevölkerung bringt und so zu deren Verständniß und Berücksichtigung zwingt. Was hindert ferner den die Beleihungsgrenze weit steckenden, den billigsten Zinsfuß gewährenden, werkthätig helfenden Staat, seine Hülfe an weitere Bedingungen zu knüpfen als an Rückzahlung von Capital und Zins? Wenn man z. B. neuerdings — und wohl mit Recht — dem Bauer so sehr die Obstcultur empfiehlt, weshalb soll man ihm nicht das Einsetzen so und so vieler Obstbäume zur Bedingung machen, sei es jährlich, oder, in Anlehnung an volksmäßige Zeiteintheilung, bei Kirchen- und Familienfesten? Ich deute nur an, aber als Ziel schwebt mir vor, auf diesem Wege könne man zu einer unsern modernen Anschauungen und den ländlichen Verhältnissen gleichermaßen Rechnung tragenden Wiederbelebung derjenigen Fürsorge gelangen, die in der Regierungsthätigkeit Friedrichs des Großen und seines Vaters so glänzend hervorleuchtet.

Vergegenwärtigen Sie sich nun, welche Fülle von Einfluß eine solche staatliche Thätigkeit in sich begreift; nehmen Sie an, sie sei gleich bei der Annexion eingerichtet worden und seitdem in unserm Lande wirksam. In welchem Contrast würde dann in der Seele der landwirthschaftlichen Bevölkerung die eigene Lage gegenüber der der

französischen Grenzländer stehen, die nicht minder und aus gleichen Gründen beschwert sind? Wie müßte eine Verwaltung, die solches Neue brachte, schon jetzt mit Land und Leuten verwachsen sein und die Erinnerungen an die Vergangenheit zum Vortheile des Deutschthums getilgt haben? Wer möchte von unsern Bauern wieder französisch werden?! Dabei ziehe ich noch nicht die Consequenzen in Rechnung, die von dem einen Gebiete der staatlichen Thätigkeit und Fürsorge auf die anderen zurückwirken müßten.

Mit dieser Betrachtung wende ich mich zu dem dritten Punkte, in dem ich die Beschwerden unsrer ländlichen Bevölkerung formulirt habe.

Auch hier acceptire ich, wie schon gesagt cum grano salis, die Richtigkeit der Beschwerde. Meine eigenen Erfahrungen gehen übrigens in gleicher Richtung. — Wer lucrirt nun dabei, wenn der Bauer theuer kauft und billig losschlägt? Der Handel. Nicht der Großhandel, auch nicht derjenige, der das Product auf seinen weiteren nothwendigen Zwischenstufen zwischen Producent und Consument begleitet und geleitet. Der Kleinhandel ist es und das Vermittlerthum im weitesten Sinne des Wortes.

Ueber die Thatsache, daß das Vermittlerthum in Elsaß-Lothringen besonders weit verbreitet ist und im wirthschaftlichen Leben eine große Rolle spielt, kann ernstlich kein Streit sein, man mag über die Gründe der Thatsache und in ihrer Beurtheilung noch so weit auseinandergehen. Diese große Rolle spielt das Vermittlerthum in Handel und Industrie, besonders aber auch im landwirthschaftlichen Erwerbsleben.

Mit letzterem theilt das bezügliche Vermittlerthum die Eigenthümlichkeit, daß seine Thätigkeit sich mehr in der Stille abspielt, nach außen wenig hervortritt. Auch beim Gerichte erfahren wir verhältnißmäßig wenig Greifbares; was wir erfahren, selten im Zusammenhange. Beim Notar ist es schon anders, aber er ist mit seinen eigenen Interessen in das Getriebe hineingezogen; selbst wenn er sich persönlich freihält, kann er es nicht als seine Sache ansehen, die zudem sehr schwierige Aufgabe des systematischen Materialsammelns, Sichtens und Beleuchtens zu übernehmen. Die Presse schweigt fast ganz; im Parlamente ist es nicht anders, wobei die Socialdemokraten keine Ausnahme machen, und die s. g. Antisemiten sich noch kein Gehör zu verschaffen gewußt haben. Selbst die nationalökonomische Wissenschaft hat, soweit ich es beurtheilen kann, die Materie nur sehr stiefmütterlich behandelt, so interessant eine Untersuchung der bezüglichen Preis-

bewegung auf ihre Ursachen und auf das Abweichende der in ihr wirkenden Gesetze sein müßte. Auch hier ist der Bauer wieder allein, und zwar — lassen Sie mich es ungeschminkt sagen – allein mit seinem ärgsten, übermächtigen und unbarmherzigen Feinde.

Ich will damit nicht behaupten, daß der Handelsmann bei Ausübung seines „Commerce" seiner Bosheit folge. Hier, wie überall ist der Mensch anders gestaltet; die Freude am Schaden ist ebenso wenig wie die Freude am Guten bei einer irgend größeren Anzahl von Menschen unmittelbarer Antrieb des Handelns; die Teufel sind auf Erden ebenso selten wie die Engel. Die Menschen, die diesen Erwerb verfolgen, sind im Mittel, was die Wurzel des Gemüthes anlangt, nicht schlechter als wir, auch sie haben ihre Vorzüge, und grade bei ihnen ist die Wahl der Erwerbsform in der Regel durch Einflüsse bestimmt, die für den Einzelnen einen Zwang bilden. In der Erwerbsform selbst liegt das Schlimme, Gefährliche, jene Feindschaft Begründende. Sie stellt im wörtlichsten Sinne den Schmarotzer am Körper unsers Volkes dar, der Blut, Saft und Kraft speziell unsers Bauernstandes aufsaugt. Die Concurrenz treibt den Widerstrebenden, den der gern Halt machen möchte, auf der Bahn weiter; sie zwingt ihn alle Mittel, Schliche und Zwang jeder Art, anzuwenden und immer mehr auszubilden, einen immer größeren Antheil vom Werth des Produktes für sich zu beanspruchen, den des Produzenten und allein Arbeitenden immer mehr zu verkürzen.

Diesen Erfolg hat für den Bauern die Concurrenz. Die goldenen Früchte, die ihr die herrschende Wirthschaftslehre zuschreibt, wenn sie überhaupt wachsen, so wachsen sie auf dem Boden des mobilen Erwerbes, und von diesem erfährt der Bauer, wie schon erwähnt, nur die Schattenseiten. Ihm vermehrt die schrankenlose Concurrenz nur die Zahl derer, die auf seine Kosten leben; sie vergrößert ihren Hunger, verschärft ihren Scharfsinn in Auffindung neuer Wege, denselben zu stillen. -- Es ist ja richtig, daß die Concurrenz schließlich auch seinen Feinden verderblich wird; um im Getriebe zu bleiben, nicht überholt zu werden, um nur Geschäfte zu machen, müssen sie auch gefährliche übernehmen, riskiren und verlieren. In einem Jahr hat z. B. meine frühere Kreisstadt Saarburg eine ganze Reihe von Güterhändlern Concurs machen sehen. Wer sich in der Rolle der Nemesis gefällt, mag darin den Beweis sehen, daß unrecht Gut nicht gedeiht. Aber was hilft das den Bauern, die jedem der Güterhändler in großer Zahl zum Opfer gefallen waren? Erhalten sie ihr Geld oder ihre Güter wieder? Der Nemesisfrohe vergißt auch, daß jeder

dieser Gemeinschuldner Gläubiger hatte, die bedeutend verlieren, und daß das wieder Bauern sind oder sonstige kleine Leute.

Dann werden aber doch die thörichten Menschen für die Zukunft klüger werden und den Vermittler, wenn er sich meldet, nach Hause schicken? Es zwingt sie ja doch Niemand, den Händler anzunehmen. Rechtlich gewiß nicht, aber thatsächlich besteht ein für den Einzelnen übermächtiger Zwang. Wenn die Concurrenz der Händler zu gunsten des Bauern keine Preissteigerung bewirkt, wenn die Händler einander den Rang ablaufen und dabei selbst zu Schaden kommen, in Einem sind die Händler einig, halten und wirken sie zusammen: Handel muß sein.

Für den Fernstehenden ist es unglaublich, wie fest diese Mauer ist. Es versuche es Einer, für sein Land, sein Vieh, seine Frucht, seine eigenen Absatzwege zu gehen! Wie schwer ist es, wie bald wird er es müde werden! Man hat versucht, bei Versteigerungen die Händler fern zu halten, da sind die Bieter ganz entblieben. Die Meinung ferner, der Absatz an Vieh sei ohne den Händler undenkbar, ist so verbreitet, daß ihr Jemand einmal den Ausdruck gab, die Kuh tauge dem Bauern nichts, wenn sie nicht durch die Hände des Händlers gehe. Diese Formulirung hat bei der bekannten Gewissenhaftigkeit des berufsmäßigen Viehhändlers einen komischen Beigeschmack, und doch trifft sie die Sache. Es giebt ja Producenten, die sich unabhängig zu halten wissen, und das Ganze ist eine Krankheit, an der eben die Producenten, die Bauern, Mitschuld tragen; aber es ist eine Volkskrankheit, und damit ist gesagt, daß ihre Abwehr über den Durchschnitt der Einzelleistung hinausgeht.

Der Antheil, den der Händler beansprucht und thatsächlich erhält, ist sehr groß und hat nichts mit der kaufmännischen Provision, die z. B. auf dem Retourwechsel, auf der Bankierrechnung, auf der des städtischen Häusermaklers debitirt wird, gemein; er ist kein Preisaufschlag, sondern hat durchaus die Tendenz der laesio enormis, wenn Sie mir gestatten wollen, Ihre Pandektenerinnerungen aufzurufen. Der Erfolg ist natürlich ein verschiedener; die allgemeinen Absatzverhältnisse wirken mit ein, vor Allem aber ein nicht wirthschaftlicher Factor, die Abhängigkeit des Bauern vom Händler, die Frage, ob er demselben schuldet. Wenn er ihm schuldet, kommt das was man die moderne Schuldknechtschaft genannt hat, zur Erscheinung; der Bauer muß seinem Gläubiger oder dessen Cumpan und an Niemand anders verkaufen, er muß verkaufen zu dem Preis, den dieser bestimmt, und muß noch froh sein, wenn er von dem also herunter-

geschraubten Kaufpreis Etwas baar besieht, wenn nicht Alles verrechnet oder so ausgeglichen wird, daß der Bauer seinerseits vom Händler zu höchstem Preise Waaren entnimmt.

So sieht es aus, wenn der Händler den Verkäufer oder Käufer in der Hand hat. Lassen Sie mich an einem Beispiele, in dem Käufer und Verkäufer vollständig unabhängige Leute waren, zeigen, wie hoch sich der Antheil des vermittelnden Händlers auch dann gestaltet. Zwei wohlhabende Leute, 4 Kilometer von einander wohnend, beide Protestanten, was in katholischer Gegend einen weiteren Annäherungspunkt bildet, beide intelligent. Der eine braucht ein Ackerpferd oder vielmehr einen elenden Ackergaul — denn mit der Pferdezucht steht es hierlands erbärmlich, und man meint immer, die armen Thiere müßten zusammenfallen —; der andere hat das Gewünschte. Beide kennen sich, wissen vielleicht, daß der Eine hat, was der Andere braucht; sie wenden sich beide an den Händler. Der zahlt 80 Mark und verkauft wieder für 120 Mark. Er war aber mit den 40 Mark noch nicht zufrieden, sondern will noch das s. g. Trinkgeld (3 Mark) haben. Darüber Prozeß. Wenn das am grünen Holz passirt!

Ich habe bisher kein Gewicht darauf gelegt, daß die meisten dieser Händler Juden sind. Diese Frage liegt ja auch außerhalb des Rahmens dieser Darstellung, insofern sie über Elsaß-Lothringen, ja Deutschland, hinausgeht und sich immer mehr zur Weltfrage gestaltet. Immerhin würde eine Darstellung der Verhältnisse in E.-L., die vor Allem den Anspruch auf Wahrhaftigkeit erhebt, kein getreues Bild aller maßgebenden Thatsachen und Stimmungen wiedergeben, wenn sie verschwiege, daß in unserer Bevölkerung ein furchtbarer Haß gegen die Juden lebt und immer weiter wächst. — Was mich persönlich anlangt, so ist bei mir den Juden gegenüber die Empfindung des Mitleids vorherrschend, nicht wegen der von ihnen früher erlittenen Verfolgungen, denn sie haben sich dafür ja schon tausendfach gerächt, sondern wegen der Geistesverhärtung und des Stammeshochmuths, die ihnen wie es scheint dauernd die Fähigkeit rauben, den unendlichen Segen und Trost, den unversieglichen Quell der Erhebung zu schätzen und sich anzueignen, der aus dem Christenthum zu schöpfen ist. Bei allem Reichthum bleiben sie arm und zu bedauern. Es ist mir ferner bekannt, daß es auch weiße Juden giebt, und dies in stets wachsender Anzahl; es hat sich sogar so gefügt, daß ich in meiner amtlichen Thätigkeit mehr Gelegenheit gehabt habe, den weißen als den schwarzen Juden entgegenzutreten. Aber wenn es wahr ist, daß die Grundsätze des Pferdehandels die Tendenz zeigen, allgemeine Handelsgrundsätze

zu werden, wer hat denn jene ausgebildet und geübt? Wenn ich als Jurist den armen Teufel, der unter den ungünstigsten äußeren und inneren Bedingungen aufgewachsen das Gesetz übertritt, nach Maßgabe seines Thuns zu bestrafen habe ohne Rücksicht auf jene zur Verschuldung führenden Momente, soll ich allein vor dem, was die Juden in Handel und Wandel freveln, Halt machen, weil ihre Väter zum Theil durch die Schuld der unsrigen auf eine einseitige Erwerbsbahn geführt worden sind und dies für ihre Söhne einen gewissen Zwang in der Wahl und Auffassung des Berufes zur Folge hat? Weiß ich nicht aus der Geschichte, daß die Juden zu einer Zeit, in der ihnen alle Berufe offen standen, doch grade diesen bevorzugt und zum Drücken ihrer Mitmenschen benutzt haben? Was ist das für eine Logik überhaupt, daß, weil die Väter jeweilig verfolgt worden sind, wir uns jetzt von den Söhnen verfolgen lassen sollen? Wenn wir dem unduldsamsten aller Völker religiöse Toleranz bewilligt haben, wie kann das ein Freibrief sein für alles Mögliche, das das Gegentheil aller Religion ist? Doch die Hauptsache ist: was wir auch gethan haben, die Vergangenheit wieder gut zu machen und den Juden unsere Volksgenossenschaft zu öffnen, sie sind in ihrer ausschlaggebenden Mehrheit die nämlichen geblieben, in der Auffassung ihrer Stellung und Pflichten zum Staat, zur bürgerlichen Gesellschaft, in Handel und Wandel; sie sind uns fremd geblieben und wollen es bleiben. Wie man es treffend ausgedrückt hat: die bürgerliche Moral und die bürgerliche Ehre der Juden in ihrer großen Mehrheit ist eine andere als die unserige. Der Folgen haben wir uns zu erwehren soweit wir und sie als handelnde Menschen in Betracht kommen. Das hat mit religiöser Duldung nichts zu thun; wenn sie Lust haben, ihre Religionsurkunden zum sechsten oder siebenten Mal zu commentiren, den Commentar selbst wieder zu commentiren, das mögen sie thun, das bringt keinen Bauern um Haus und Hof.

Also auch dem Vermittlerthum, es mag die jüdische Signatur tragen oder nicht, hat der Staat entgegenzutreten. Unsre bürgerlichen Gesetze müssen wieder mit den alten Cautelen gegen den wirthschaftlichen Unfug und die Ausbeutung ausgestattet werden, dergestalt, daß sie wirksamer auszudenken sind, und insbesondere der Unterschied von Stadt und Land zur Geltung kommt. Wenn die Beweisfrage Schwierigkeiten bietet, so möge man in großem Maßstabe zu Präsumptionen greifen, auch in Erwägung ziehen, ob nicht für diese Frage die Zuziehung des Laienelementes zur bürgerlichen Rechtspflege sich empfehle. Wenn es ein Skandal ist, daß der in Ver-

mögensverfall gerathene Händler durch seine Frau doch ein vermögender Mann bleibt und seiner Opfer spottet, so möge man die Haftung der Ehefrau für Handelsschulden ihres Mannes statuiren oder anordnen, daß da wo solche ausgeschlossen ist der Name oder die Firma nur mit einem festbestimmten, Jedermann verständlichen Zusatze im Verkehr auftreten dürfe. Wenn es zweifellos ist, daß im Rechtskriege wenigstens, im Prozesse, derjenige der übermächtige gewinnende Theil ist, der den letzten Thaler aufzuwenden hat, so führe man wieder empfindliche Strafen der Gefährde, z. B. Freiheitsentziehungen und Ehrenfolgen, ein. Auch im Strafrechte überwinde der Jurist seine Scheu vor Präsumptionen, vor Neuem überhaupt. Er mache sich, bei diesem Gegenstande der Gesetzgebung wenigstens, klar, daß zwar zur Redaction der Gesetze juristische Schulung erforderlich, daß aber der Inhalt aus andern Bedürfniß-, Erfahrungs- und Wissenskreisen zu entnehmen ist.

Zur rechtlichen Abwehr geselle sich den Auswüchsen gegenüber die Macht der öffentlichen Meinung, vor Allem in den betheiligten Berufskreisen. Sie wirke dahin, daß es als eine Schande für den Bauern gelte, unnöthig den Vermittler in Anspruch zu nehmen, und als eine Ehre, auf sich selbst zu stehen. Uns, den Fernerstehenden, falle die Aufgabe zu, durch übereinstimmendes Verhalten zu bezeugen, daß die Fülle des Erworbenen den Flecken, der auf der Art ruht, wie es erworben worden ist, nicht abwäscht, und daß das verhängnißvolle „non olet“ nur für die Kreise gilt, die Nichts als das Geld schätzen.

Wenn dergestalt Gesetzgebung und öffentliche Meinung zusammenwirken, so ist die Bahn zu einem Umschwunge der perversen Gewohnheiten eröffnet, bei dem sowohl der die landwirthschaftlichen Werthe, die dauerndsten und wichtigsten aller Lebensbedürfnisse erzeugende, als der für ihren Umsatz nothwendige Theil gedeihen kann. Den größten Nachdruck lege ich aber auf das Mithandeln der Verwaltung, denn sie ist die Erscheinung des Staates in seiner täglichen Arbeit, in seinem ununterbrochenen Wirken auf Menschen und Dinge. Ihr wohnt der größte Nachdruck, die höchste Autorität bei; die Macht und der Beruf zu helfen. Mir will scheinen, als ob schon jetzt, bei den gegenwärtigen Mitteln der Einwirkung, eine werkthätige und mit eigenen Augen sehende, mit dem rechten Geist erfüllte und einheitlich geleitete Verwaltung Vieles hätte verhüten können, Vieles wieder gut zu machen vermöchte. Es ist auffallend, welchen Respect und welche Angst unsere Plusmacher und lichtscheuen Elemente bekommen, wo nur unter den Angestellten des Staates Einsicht und guter Wille sich regt. Wie müßte bei allseitigem Einsetzen aller Kraft und der großen zur Verfügung

stehenden Machtmittel, bei gewährleisteter Stetigkeit insbesondere der Gesammtleistung, der Erfolg den Bemühungen lohnen! Zumal dann, wenn in jener oben dargestellten staatlichen Uebernahme des bäuerlichen Creditwesens vermehrter Antrieb, gehäufte Gelegenheit, umfassendere Einwirkung gegeben wäre.

Für die Privatthätigkeit wird in der Landwirthschaft bei noch so sehr gesteigerter Staatshülfe immer die Hauptsache zu thun übrig bleiben, nicht blos die eigentliche Bebauung des Bodens mit dem Fleiß und der Entsagung oder Bescheidung, die sie fordert, sondern auch die Anwendung der alten oder neuen, selbst erdachten oder entlehnten Betriebsweisen auf die einzelne Stelle. Von Staatssocialismus kann also keine Rede sein. — Ich wende mich jetzt zu Handwerk und Fabrikation, bei denen das eben gedachte Schreckgespenst sofort heraufbeschworen wird, sobald nur davon gesprochen wird, der Staat müsse Etwas thun, um die zweifellos vorhandenen Mißstände zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. Ich muß Beides um so summarischer behandeln, als mir der eigene Einblick fast ganz fehlt, und als im Wesentlichen das ganze Gebiet Reichs- und nicht Landessache ist, soweit es durch Gesetzgebung berührt werden kann.

In Betreff des Handwerks fällt auch der in den Händen der Einzelstaaten ruhenden Verwaltung nur eine verhältnißmäßig geringe Mitwirkung zu. Wenn die Gebrechen des Handwerks vornämlich in zweierlei begründet sind: darin, daß ihm alle Organisation abhanden gekommen, daß es einer gradezu unsittlich wirkenden Zerfahrenheit anheimgefallen ist, sodann darin, daß ihm von der Maschinenindustrie ein Gebiet nach dem anderen entrissen wird, so wird dem ersten durch die Gesetzgebung insofern abzuhelfen sein, als für neue Organisationen der Rahmen geschaffen wird; dessen Ausfüllung und Belebung wird aber Sache des Handwerks selbst sein, da dieser Fehler eben in dem Erlöschen des genossenschaftlichen Geistes beschlossen ist. Der Staatsverwaltung wird im Wesentlichen nur Aufsichtsübung zuzuweisen sein. Aehnlich beim zweiten Hauptgebrechen. Es läßt sich denken, daß mit Rücksicht auf die Bedeutung des Handwerks demselben gewisse Gebiete reserviert werden. Aber auch das ist Aufgabe der Gesetzgebung, die Aufrechterhaltung der Grenze zwar solche der Verwaltung, aber nur als Ausfluß der Aufsichtsthätigkeit. — Nun giebt es aber für die Verwaltung noch etwas Anderes zu thun, als handelnd einzugreifen und zum Rechten zu sehen, sie hat auch den thatsächlichen Bestand, der für das Allgemeine von Bedeutung ist, festzustellen und die sich

dabei etwa ergebenden Mißstände zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Unsre Verwaltung macht im allgemeinen viel in Statistik, wenn auch nicht immer in der rechten Weise, mit richtiger Begrenzung und Durchführung der Aufgaben; von einem ernstlichen Versuche, die Verhältnisse des Handwerkes in Elsaß-Lothringen aufzunehmen, ist mir nichts bekannt, eben so wenig davon, daß sie in Berlin auf das Dringende einer Abhülfe aufmerksam gemacht hätte, obgleich offenkundiger Weise grade hierlands das Handwerk „pulverisirt" ist, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt. Wir auf dem Lande wissen ein Lied davon zu singen.

Für die Fabrikation ist, wie es scheint, im Anfang viel geschehen; jedenfalls hat die oberelsässische Industrie den Uebergang in ein anderes Zollgebiet überstanden und steht in hoher Blüthe, was ohne die wohlwollende Haltung der deutschen Verwaltung nicht möglich gewesen wäre. Ein Gleiches gilt von der sonstigen Großindustrie. Das war gewiß richtig von uns, aber nicht richtig war es, daß wir uns keine Gegenleistungen gesichert haben. Die Fabriken in Elsaß-Lothringen sind fast ausnahmslos französische Inseln, was Geist, Sprache und Einwirkung auf die Arbeiterbevölkerung anlangt. Die Fabrikbesitzer spielen sich als Herren auf, regieren in französischem Sinne und werden doch noch jetzt mit Sammthandschuhen angefaßt. Endlich zwar ist die Reichsgewerbeordnung mit ihren den Schutz des Arbeiters betreffenden Bestimmungen eingeführt worden; wie mag es, bei also gearteten Machtverhältnissen, mit ihrer thatsächlichen Durchführung aussehen? Nun ist es ja, wie die Mülhauser Wahl und vielleicht noch schlagender die Vorgänge bei der Reichstagswahl in Saargemünd-Forbach gezeigt haben, mit der unbedingten Herrschaft der Fabrikherren über die Gemüther ihrer Arbeiter zu Ende, aber nicht wir haben den Vortheil davon, und wenn der Fabrikbesitzer die Lenkung seiner Arbeiter in positiver Richtung verloren hat, in negativer gegen uns gerichteter Beeinflussung zählt er doch noch stark mit. An Neigung dazu zweifelt kein Mensch.

In finanzieller Hinsicht bewegen wir uns in Elsaß-Lothringen, abgesehen von dem, was die Zugehörigkeit zum Reiche bedingt, durchaus in den Bahnen des von französischer Zeit her Ueberkommenen. Ich erinnere mich, einmal gelesen zu haben, daß jede Steuergesetzgebung das getreue Abbild der in einem Lande bestehenden thatsächlichen Machtverhältnisse unter den verschiedenen Volksschichten darstelle. Der Satz ist mir damals nicht klar geworden; seitdem ich im Reichslande bin, habe ich ihn verstehen lernen, mich auch von seiner

Richtigkeit überzeugt. Danach kann man als die Signatur der Machtvertheilung für Elsaß-Lothringen hinstellen, daß lediglich der Besitz herrscht, daß der bewegliche Besitz stärker ist als der unbewegliche, und daß der kleine Mann nichts gilt. Die soziale Betrachtung ergiebt, nebenher gesagt, das gleiche Resultat.

Die französische Finanzgesetzgebung macht durchaus den Eindruck eines wohl durchdachten und einheitlichen Baues, der auf genauster Kenntniß des Lebens und Verkehrs basirt, bei dem der Steuerhebel, wie man sagt, an richtiger Stelle und wirksam angesetzt ist. Verwaltung und Verwaltungscontrole sind gleichfalls sehr gut eingerichtet. Während sonst die Bezahlung des französischen Beamtenthums so kärglich ist, daß man fast auf den Gedanken kommen muß, der französische Staat setze Geltendmachung des Amtes zu eigenem Vortheile des Beamten gradezu voraus, sind die meisten Finanzbeamten gut, vielfach glänzend gestellt. Der gesunde Menschenverstand des Franzosen sagt ihm, daß gegen tägliche Verführung zwar Ueberwachung von Nöthen sei, aber ohne gute Bezahlung des der Verführung Ausgesetzten nicht hinreiche.

Wie bekannt, ist die Besteuerung vorwiegend eine indirecte; die directe trifft wesentlich den Grundbesitz, eine sonstige Einkommensteuer besteht nicht. Unter den Formen indirecter Besteuerung ragen hervor das Tabaksmonopol, Sterbefall und Enregistrement, Zölle und Verbrauchsabgaben, namentlich die städtische Mauth (Octroi). Enregistrement und Sterbefall belasten ungleich höher den Grund und Boden und den Aermeren. Bei Zöllen und Verbrauchsabgaben leistet verhältnißmäßig der kleine Mann ebenfalls mehr, wenn auch mit Einschränkungen und Ausnahmen. Das Tabaksmonopol dagegen möchte ich als eine Ausgleichung zu dessen Gunsten ansehen. „Die Pfeife des armen Mannes" wird in Frankreich gut und nicht zu theuer gefüllt; das Cigarrenrauchen wird als ein Luxus angesehen, für den man ordentlich zahlen kann.

Mit der deutschen Herrschaft ist zunächst das Tabaksmonopol gefallen, also nicht bloß eine sehr erhebliche Einnahme, sondern auch ein ausgleichendes Moment in Abgang gekommen. Was die Zölle anlangt, so fehlen mir die Unterlagen zur Beurtheilung der Frage, ob eine Erleichterung eingetreten sei; bekannt ist mir indessen, daß mehr nach Frankreich als aus Frankreich geschmuggelt wird. Auch in Betreff der Verbrauchs- und Transportabgaben stehen mir keine genaueren Daten zur Verfügung, wie es scheint, ist ziemlich viel experimentirt worden. Ueber zwei verwandte Steuern, Patentsteuer

(auf alle Gewerbe) und Wirthschaftslicenz, wird von den Betheiligten stark geklagt. Das Octroi, nur theoretisch angefochten, fährt fort, unsern Städten Einnahmen zu gewähren, die den Neid altdeutscher Gemeindebehörden erwecken müssen, wird auch vielfach neu eingeführt. An Enregistrement und Sterbefall wird herumgedoktert; ob die namentlich an letzterem kürzlich eingeführten Erleichterungen eine dem Ausfall entsprechende Wirksamkeit haben werden, steht wohl noch dahin. Der Gedanke an eine Einkommensteuer oder Capitalrentensteuer ist wohl eine Vertröstung oder, je nach dem Standpunkt, ein Schreckbild in calendas graecas.

Darüber herrscht fast Einstimmigkeit, daß formell die in deutscher Zeit erlassenen Gesetze auf finanziellem Gebiete sehr mangelhaft sind. Man hört vielfach die Meinung äußern, daß wir Deutsche kein Talent dafür hätten; das verständen die Franzosen besser. Ich bin nicht sachverständig genug, ein festes eigenes Urtheil aussprechen zu können. Das ist sicher, daß die französische Finanzgesetzgebung wie aus einem Gusse ist, man mag über die leitenden Gedanken derselben und die Gerechtigkeit des Vertheilungsmodus eine sehr absprechende Meinung haben; halbe Reformen verträgt sie nicht. Es scheinen solche fast unvermeidlich zu Pfuscherei zu führen. Nun sind aber die wirklichen oder von uns wenigstens angenommenen und anerkannten Machtverhältnisse derart gelagert, daß die Regierung Manches anders sehen möchte, aber ohne festes Programm ist, es jedenfalls nicht auszusprechen wagt, und der Landesausschuß vorliegenden Falls in seiner Tendenz, jeden Zoll breit französischer Institutionen hartnäckig zu vertheidigen, durch sehr reale Interessen der Volksschichten aus denen er sich ergänzt bestärkt wird, ohne doch den Muth zu haben bei der Augenscheinlichkeit manches Reformbedürfnisses ganz Nein zu sagen. So wird hier und dort abgehandelt. Das Ergebniß paßt nicht in's System, Publikum und Beamte werden kopfscheu. Kein Mensch ist zufrieden, Jeder hat nur neuen Stoff zum Räsonniren, einer Volkskrankheit, die namentlich unter uns Beamten grassirt, aber auch in dem Gros der Bevölkerung stark im Schwange ist.

So stehts in der Wirklichkeit, und doch hätte sich grade in Finanzfragen unsre Regierung durch ein klares, das Wohl des Ganzen allein im Auge behaltendes, Programm eine besonders günstige Stellung zu verschaffen vermocht. Als im Reiche die Schwenkung zu Gunsten der indirecten Besteuerung eintrat, die Reichsregierung außerdem die Einführung des Tabaksmonopols in Vorschlag brachte, konnte unsere Regierung das Gewicht der Thatsache, daß hierlands das

Monopol in gutem Andenken steht, kaum einen unbetheiligten Gegner hat und für die Wiedergenesung unseres Tabaksbaus geradezu eine Lebensfrage ist, geltend machen. Damit entsprach sie einem Landesinteresse und erwarb sich bei den leitenden Kreisen in Berlin Gunst. Geschickt geleitet mußte eine solche Parteinahme um so mehr gegen die lärmende, mit allen Mitteln, namentlich der Abneigung der Bevölkerung arbeitende Opposition wirken, als damals noch allenthalben in Altdeutschland Alles, was aus unserm Lande kam oder gar auf dessen günstige Stimmung sich stützen konnte, des größten Wohlwollens sicher war, die Popularität des Monopols in Elsaß-Lothringen mithin ein schwerwiegendes argumentum ad hominem zu Gunsten der Vorlage darstellte. Es würde, wie sich annehmen läßt, zum Mindesten möglich gewesen sein, das Tabaksmonopol nach seiner Ablehnung im Reichstage auf der Tagesordnung zu erhalten, von der es nun verschwand, als wenn seine Einbringung ein Verbrechen gewesen wäre.

Nach einmal festgestellter und ausgenutzter Stimmung unseres Landes für das Monopol konnte die Regierung dem Landesausschusse gegenüber das eigene Steuerprogramm aufstellen und als im Interesse des ganzen Landes liegend energisch, nöthigenfalls unter Benutzung der concurrirenden Gesetzgebungsgewalt des Reichstages und mit dem Schwergewicht der Autorität der Reichsregierung, zur Geltung bringen. Die offenbare Billigkeit des Programms, als welches ich voraussetze: Reform unsrer directen Steuern, des Enregistrements und Sterbefalls behufs Entlastung des Grundbesitzes und der kleineren Vermögen und stärkere Heranziehung des Mobiliarverkehres, Einführung einer die größeren Vermögen direct treffenden Auflage, diese offenbare Billigkeit mußte den mehr oder weniger verschleierten Widerstand des Landesausschusses unter solchen Umständen überwinden oder die Benutzung jener concurrirenden Zuständigkeit gerechtfertigt erscheinen lassen, die Position der Landesregierung und des durch sie vertretenen Deutschthums stärken.

Es ist nicht so gehandelt worden. Das Eintreten für das Monopol hat einen sehr platonischen Charakter bewahrt,*) und mit einem wirklichen, umfassenden und von großen Gesichtspunkten ausgehenden Steuerprogramm ist man nicht hervorgetreten. Die Frucht dieses zaghaften Handelns ist einerseits Flickarbeit, anderseits Schwächung

*) Von sehr zuständiger Seite bin ich darüber belehrt worden, daß in der Frage des Tabacksmonopols die elsaß-lothringische Landesregierung ihre volle Schuldigkeit gethan hat. Ich bedaure meinen Irrthum und meine daraus gezogenen Folgerungen.

Der Verfasser.

der eigenen Autorität gewesen. Die Nutzbarmachung dessen, was man aus französischen Finanzgesetzen lernen kann, auch bei abweichenden Zielen, ist dem Reiche nicht zu Gute gekommen. Im eigenen Lande muß man sich den Vorwurf des Pfuschens gefallen lassen; der Vorwurf ist eine neue Folie für die Neigung, die französische Vergangenheit auf Kosten der deutschen Gegenwart zu preisen.

Wenn man das Facit zieht, muß man auch in Finanzsachen eine Unterbilanz der deutschen Herrschaft constatiren. Sieht man näher zu, so ist der Mißerfolg auch hier wieder darin begründet, daß wir die den wirklichen Bedürfnissen des Volkes widersprechenden Anschauungen und Vorurtheile unsers Notabelnparlaments geschont haben, statt diese Bedürfnisse dagegen auszuspielen und einer künstlich geschaffenen, im Volke gar nicht wurzelnden Vertretung das Heft wieder aus der Hand zu nehmen.

Auf dem Gebiete der öffentlichen Verkehrsanstalten und Arbeiten ist seit dem Beginne der deutschen Zeit sehr viel geschehen, wohl mehr als in irgend einem französisch gebliebenen Departement. Ich möchte aber meinen, daß alle derartigen Leistungen einen nur sehr relativen Werth hätten, wohl nützlich wirkten, aber mehr mechanisch als organisch, das Leben des Staates und Volkes nicht unmittelbar, sondern nur unter der Voraussetzung befruchteten, daß dessen sonstige Funktionen in lebendiger und kraftvoller Thätigkeit sind. So ruft noch immer alle Welt nach neuen Eisenbahnen; mit dem Besitz einer Station verknüpft sich für die Bewohner einer Ortschaft, so lange sie noch nicht da ist, eine Reihe von Hoffnungen, die auf die Gemüther schier fascinirend wirkt. Und doch hat im größten Theile Deutschlands, speciell in unserm Lande, das Eisenbahnnetz schon jetzt eine Ausdehnung, die die nothwendige Verbindung jedes Ortes mit dem großen Verkehr sichert; die endlich erlangte Nebenbahn hat nur zu häufig die Folge, daß die von ihr berührten kleinen Centren in ihrer gewerblichen und commerciellen Bedeutung von den zugänglicher gewordenen größeren verschlungen werden. Wo bleibt da der Vortheil? Selbst unsre Post, die wir gewohnt sind, als ein Vorbild für andre Länder zu preisen, hat sie wirklich einen so bedeutenden Einfluß auf das wirthschaftliche Gedeihen, wie man tagtäglich zu lesen bekommt? Ich möchte glauben, daß man gut thäte, bei der Schätzung dieser Schoßkinder moderner Volkswirthschaftspolitik etwas Wasser in den Wein zu gießen.

Diese Einschränkung abgerechnet, liegt es mir fern, das Maß von staatlicher Arbeit, von Gelegenheit zu Verdienst und von dauerndem Nutzen, das in den Eisenbahn- und Wegbauten, Flußregelungen und

Stauwerken, Entwässerungsanlagen, neu aufgeführten öffentlichen Gebäuden 2c. zur Erscheinung kommt, herabzusetzen. Unsre Regierung hat viel gethan und bleibt im Zuge. Jeweilig hört man den Tadel, daß die Solidität der Ausführung viel zu wünschen übrig lasse. Meine eigenen Erfahrungen gehen auch in dieser Richtung, und ich kann mich dabei eines niederschlagenden Gedankens nicht erwehren. Wenn die Solidität der Bauführung ein Maßstab ist für die Dauer, die man der eigenen Herrschaft beilegt, wenn in dieser Hinsicht die Römerbauten das stolzeste Denkmal römischen Selbstgefühls und römischer Herrschaftssicherheit sind, so spricht in dem, was wir hierlands geschaffen haben, wenig von diesem Geiste. Billig muß man allerdings berücksichtigen, daß es jetzt überall so ist.

In der ganzen Welt ferner spielt bei öffentlichen Arbeiten, insbesondere für die Tracirung von Eisenbahn- und Wegelinien, der Klüngel mit. Es ist anzunehmen, daß an classischer Stätte der Notabelnherrschaft derartiges in gesteigertem Maße hervortrete. Es fängt im Großen an und setzt sich im Kleinen fort. So sehen wir bei jeder Eisenbahnvorlage im Landesausschuß den Kampf zwischen Elsaß einer- und Lothringen anderseits entbrennen, wobei hüben und drüben manche Aeußerung fällt, die auf tiefere Gegensätze schließen läßt. Da Elsaß der notablere Theil ist, so bekommt es das Meiste ab; natürlich muß jeweilig auch Lothringen bedacht werden. Eine an dieses kürzlich gemachte Zuwendung, die einer Eisenbahn von Saarburg nach Alberschweiler, möchte ich benutzen um Ihnen einige Vorkommnisse, die mehr als örtliches Interesse haben, zu berichten.

Ein außerordentliches Interesse am Zustandekommen der Bahn hat ein großes Fabrikunternehmen, die Wallerichsthaler Glaswerke; die Ersparniß an Betriebskosten wird ganz bedeutend sein. Die Werke, schon jetzt überaus rentabel, sind im Besitz einer Aktiengesellschaft; die Aktien jedoch in verhältnißmäßig wenigen festen Händen, und zwar meist französischen. Die Werke haben von jeher als eine Hochburg des Franzosenthums gegolten; sie sind es noch, trotz eines vor einigen Jahren durch Ausweisung erzwungenen Direktorenwechsels. Wenn je, lag hier Veranlassung vor, sich die Gewährung des Anschlusses theuer, eventuell noch in andrer als Geldmünze, bezahlen zu lassen; er ist für ein sehr geringes Opfer gewährt worden.

Auch Lörchingen, mein früherer Wohnort, kommt vermöge seiner Lage eventuell als Station in Betracht. Die Mehrheit der Lörchinger, darunter ganz verständige Leute, hofft nichts von der Bahn, fürchtet vielmehr gänzliches Eingehen der kümmerlichen Reste ihres einst bedeutenden Wochenmarktes infolge des dann noch verstärkten Zuges nach Saarburg. Der Bürgermeister, zugleich Besitzer eines Sägewerkes, wünscht die Station. Er versammelt den Gemeinderath, um über eine Subvention zu berathen; es erfolgt Ablehnung. Der Bürgermeister beruft nun eine neue Sitzung unter Hinzutreten der Höchstbesteuerten, diese stimmen formell mit ab, mit geringer Mehrheit wird auf diese Weise eine Subvention von 10,000 Mark bewilligt. Diese Summe erklärt der Bezirkspräsident für ungenügend; abermalige Sitzung des Gemeinderaths, der nunmehr 20,000 Mark votirt.

Beide Geschichten sind Illustrationen dessen, was in unserm Lande Notabilität will und vermag; die Lörchinger zeigt aber außerdem, wie groß die Scheu vor Verantwortung ist, wie Jeder, der diese Scheu ausnutzt, zu seinem Zwecke gelangen kann. Das ist der komischen Zuthat gegenüber etwas sehr Ernstes. Richtig gelenkt, macht eine solche Bevölkerung übrigens Alles, was der Stärkste will; auch das ist beachtenswerth.

Wir haben in Elsaß-Lothringen, wie jeder andere Reichstheil, die Versicherungsgesetzgebung als eine neue Form der fürsorgenden Staatsthätigkeit überkommen. Ohne Zweifel wird sie segensreich wirken und zur Versöhnung der sozialen Gegensätze auch bei uns auf die Dauer beitragen. Einstweilen ist die Sache noch zu neu, als daß diese Folgen sich schon hätten äußern können. Grade hier muß übrigens die Verwaltung im gleichen Geiste thätig sein wie die Gesetzgebung, sonst bleiben viele Wohlthaten auf dem Papier. Die Verwaltung muß mit äußerster Energie die sich auf Umwegen geltend machenden Interessen, deren Berücksichtigung die Gesetzgebung verbietet, zurückweisen. Ob dies überall geschieht, möchte ich bezweifeln. Es ist mir ein Fall bekannt, in dem ein einflußreicher Mann zunächst auf dem Verwaltungs-, dann auf dem Rechtswege die Anwendung der Krankenversicherung auf das Verhältniß zu seinen Lohnarbeitern mit allen Mitteln abzuwehren suchte und, damit abgewiesen, doch wenigstens die Genehmigung zur Errichtung einer Fabrikkrankenkasse erhielt. Man erzählt sich, daß er es mit Erfüllung seiner Pflichten nicht genau nehme. Ueberall kehrt die nämliche Erscheinung wieder, daß

es hinter den Coulissen anders aussieht als in den Parlamenten zu hören und in den Zeitungen zu lesen steht.

Damit schließe ich meine Erörterungen über das, was wir zur Pflege der materiellen Interessen in Elsaß Lothringen gethan haben. Schließlich mag hier weniger positiv verdorben worden sein als auf andern Gebieten, aber eine erleuchtete, von großen Gesichtspunkten ausgehende, das Wohl der Bevölkerung im Ganzen energisch verfolgende Politik haben wir auch hier nicht geführt. . . . .

Geschrieben im Juli 1890.

Fünfter Brief.

Dieser Brief behandelt politische Einflüsse allgemeiner Art und das Beamtenthum in Elsaß-Lothringen.

Die geistige Einverleibung einer mit den Waffen eroberten Provinz ist Kulturmission, Ueberwindung der bisherigen Kulturform und Kulturmacht durch neue.

Die französische Kultur sticht durch außerordentliche Geschlossenheit und Selbstsicherheit, durch psychologische Gewalt hervor. Ihre lange Dauer und weite Verbreitung, feste Formen, Steigerung durch die Macht der Revolutionslegende auf alle europäischen Völker, äußerste Energie stellen um so größere Widerstandselemente dar, als ihnen erfahrungsgemäß sogar ein propagandistischer Zug anhaftet. Dazu gesellen sich innere Vorzüge: Der Zauber großen Wohlstandes, bequemer und anscheinend behaglicher Art, der Schein der Gleichheit, Mangel an Pedanterie, Leichtlebigkeit, Anmuth, Planheit. Hervorragendes Produkt und zugleich Werkzeug für dies Alles ist die französische Sprache. Französische Sprache und französisches Wesen bilden ein relativ leicht anzueignendes Rüstzeug für die Lebensführung. Nichts bequemer für die Mittelschlächtigkeit. Alles vorgearbeitet, vorgedacht, überall der gedeckte Tisch. Als Kennzeichen des Ganzen kann die aurea mediocritas gelten, für Vieles in wörtlichstem Sinne des Wortes. — Es ist darin für die jetzige Zeit, die mehr in die Breite als in die Tiefe sieht, ein geradezu ansteckendes Moment begründet. Träger des Ganzen ist der französische Patriotismus, diese dem Franzosen so selbstverständlich eignende Eigenschaft, wie der Gebrauch seiner Gliedmaßen, das Athmen der Luft; sie durchdringt sein ganzes Wesen, erfüllt ihm das Innere, belebt ihm Wort und That. Mag

davon noch so viel auf Rechnung der Selbstüberschätzung und Eitelkeit fallen, der patriotische Grundzug alles französischen Handelns fordert Achtung und Bewunderung, vor Allem kommt er hier als ein Moment der Kraft in Betracht.

In ihrer Vereinigung begründen diese Momente eine große Ueberlegenheit französischer Art und französischer Kultur, sowohl in Hinsicht auf den nachhaltigen Eindruck, den sie in der Seele früherer Franzosen zurücklassen, als auf den Widerstand gegen eine mit Herrscheranspruch auftretende andere Kulturform. In der Entwicklung der deutschen Kultur, in uns selbst, sind zudem besondere Momente der Schwäche gegeben; für Uebergangszeiten wirken sogar einige von unseren Vorzügen hemmend und abschreckend. Lassen Sie mich bei diesen in uns liegenden Gründen etwas länger verweilen.

An erster Stelle wird die Geltendmachung unsrer Kultur durch ihre Unfertigkeit behindert. In ihrer verjüngten Gestalt ist die deutsche Kultur nicht bloß etwas wenig Bekanntes sondern auch etwas Neues, verhältnißmäßig wenigstens. Als Ganzes zählt sie doch erst seit Kurzem mit. Noch immer trägt sie den Zug der Zersplitterung, noch immer geht ihr für den oberflächlichen Blick die Einheitlichkeit ab. Lassen Sie mich als Beispiel anführen, daß wir allein unter allen großen Kulturvölkern noch keine gemeingültigen Begrüßungs- und Höflichkeitsformen besitzen. Es erscheint uns belanglos, daß wir in unsrer Sprache noch nichts ausgebildet haben, was als „monsieur“ und „madame“ bei den Franzosen jedem Gruß und jeder Anrede angehängt wird; wer da lebt, wo beide Sprachen sich berühren, merkt, daß in dem Unterschiede etwas liegt, was zum Gebrauch der französischen Sprache auf Kosten der deutschen reizt. Ich beobachte dies täglich und erinnere mich, schon vor längeren Jahren in einem Aufsatz von Dr. Löwe-Kalbe ein Gleiches für das von ihm in Amerika beobachtete Zusammentreffen von Deutsch und Englisch wahrgenommen zu haben. So etwas ist ja nicht entscheidend, aber es wirkt mit und weit mehr als der Fernstehende denkt. Aehnlich anderes, das wir immer geneigt sind, für Kleinigkeiten zu achten, indem wir gar zu leicht in den Fehler verfallen, unsern Maßstab dem der großen Menge zu substituiren.

Es ist ferner viel schwerer, den unendlichen Reichthum an individuellen und örtlichen Gestaltungen, die unendliche Tiefe des deutschen Lebens zusammenzufassen als dies dem französischen Lebensgebiete gegenüber möglich ist, bei dem der Wechsel mehr darin besteht, daß einem allgemein Bekannten und Feststehenden in virtuoser Weise

immer neue Seiten abzugewinnen gesucht wird. Niemand schätzt mehr als ich den Vorzug, der in unserm Drang nach Fülle und Mannigfaltigkeit liegt; ich behaupte sogar, daß das französische Leben im Vergleich zu unserem entsetzlich eintönig und langweilig ist. Aber ich glaube doch, daß es uns von Nöthen und unbeschadet unseres individuellen Lebens möglich ist, gewisse immer wiederkehrende Lebensbeziehungen und Verkehrsformen einheitlich zu regeln, sei es conventionell, sei es durch das Beispiel von oben. Jedenfalls entbehren wir einstweilen dessen noch, und der Mangel bildet bei der Reibung mit einem andern damit bedachten Volke einen Schwächefactor für unsre Wirksamkeit.

Es ist auch viel schwerer, in unser reiches Geistesleben einzudringen, sich dasselbe anzueignen. Das kommt ebenfalls gegen uns in Betracht; ich denke immer an die Uebergangszeit. Die Aneignung fordert viel Zeit und Arbeit, und unsre Zeit ist trotz aller Vielgeschäftigkeit für ernste Ziele arbeitsscheu; an ihrer Ungeduld hat noch Niemand gezweifelt. Dann haftet deutschem Wesen ein Zug unerbittlicher Wahrheit und Selbstprüfung an. So sehr er zur Zeit von der geistigen Tagesmode zurückgedrängt wird, er macht sich doch immer wieder geltend. Das ist auch Nichts, was uns Anhänger wirbt. Schreckt nicht Alles zurück vor dem, was Herz und Nieren prüft? Da ist doch das was sich an der Oberfläche bewegt viel erfreulicher, damit kommt man schneller zurecht.

Aehnlich steht es mit unsrer Sprache. Sie hat, wie keine andere, für Alles den Ausdruck; sie ist mächtig und biegsam, aber überreich; ihre unerschöpfliche Fülle macht ihre Aneignung schwierig. Bestimmt ist sie nur für den, der bestimmt denkt; sie entbehrt der fertigen Gedankenreihen „für Weise wie für Thoren.“ Man muß eben viel lernen, um deutsches Wesen zu verstehen, um deutsche Sprache zu handhaben. Auf der Straße liegt nichts, alles will erworben sein. Solche Eigenschaften machen keine Propaganda.

Wenn solchergestalt das Dauernde und Edle unseres Wesens andre Völker, überhaupt solche, die die bestimmenden Lebenseindrücke aus einer bequemeren geistigen Sphäre überkommen haben, nicht anlockt und nur tiefer veranlagte Individuen anzieht, so kommen aus der Zeit noch besondere Gründe hinzu. Noch jünger als unsre neuzeitliche Cultur ist unsere staatliche Macht; das Ueberwältigende derselben wirkt wie jedes plötzliche Emporkommen auf den Draußenstehenden, geschweige denn auf den gewaltsam Zugezogenen, abstoßend. Wenn auch unsre weise, gerechte und aller Begehrlichkeit fremde

Politik diese Empfindung immer mehr zurückdrängt und auf immer enger werdende Kreise einschränkt, so ist sie doch noch mächtig und lebt bei jedem Anlaß wieder auf. Solchen geben wir als Einzelne nicht selten; im Gegensatz zu dem festen aber gelassenen und milden, durch unentwegte Stetigkeit imponirenden Verhalten der Leitung leidet unsre eigene Bethätigung des Nationalgefühles an einem unerquicklichen Schwanken: das eine Mal schlägt sie über die Stränge und verletzt durch ihren Ueberschwang, dann wieder verfällt sie in Zagen und ermangelt alles Selbstgefühls. Dazu tritt, daß wir auch hier die fehlende Sicherheit nicht zu verbergen verstehen, sie vielmehr über ihr wirkliches Maß zur Unbeholfenheit gesteigert dem Schadenfrohen offenbaren. Jedenfalls ist solches Schwanken das Gegentheil des Eindruck Machenden.

Zu unserm Schaden wird es auch sonst vielfach sichtbar, daß wir uns in einem geistigen Uebergangszustande befinden. Wir haben die neue Staats- und Gesellschaftsform mit einem Inhalte zu erfüllen, dessen Werth für die Entwicklung und Entfaltung des deutschen Geistes mit dem gleichbedeutend sei, was die Zeit unsrer großen Classiker verwirklichte. Der Stoff ist umfangreicher und schwerer zu bewältigen als damals bei einfachen und festgelagerten äußeren Lebensbedingungen. Da gährt noch Alles durcheinander; wir haben Vieles verloren, was uns früher die Seele füllte und erhob. Es scheint vielmehr so, in Wirklichkeit ist es nicht begraben, sondern schlummert nur, um bei einer größeren Fülle und Behaglichkeit der staatlichen, sozialen und wirthschaftlichen Lebensbasis in entsprechender Gestalt wieder zu erstehen. Einstweilen hat es aber doch den Anschein, und die sich gestaltende Masse wirft zum Theil recht häßliche Blasen auf. Hat es doch sogar den Anschein, als ob das Eigenste des deutschen Geistes: sein idealer Flug, seine Hingebung an das Höchste, seine in das Innerste der Dinge und seiner selbst eindringende Arbeit, seine Selbstlosigkeit und unbestechliche Wahrhaftigkeit im Dahinschwinden begriffen sei, und damit die Eigenschaft verloren gehe, die uns alle gebildeten Völker zuerkannten und an uns, wenngleich nicht mit vollem Verständniß, achteten und bewunderten.

Wer denkt dabei nicht an unsre Tageslitteratur? Man braucht unsre Presse speziell noch nicht dahin zu charakterisiren, daß sie uns als Tagesnahrung vielfach eine mit Giftkräutern versetzte Wassersuppe darreiche, und wird doch zugeben müssen, daß wir geistig sehr tief ständen, wenn wir uns wirklich gefallen lassen müßten, nach ihren Leistungen classificirt zu werden. Aber nicht der geringe Gehalt

unsrer Presse ist es, der uns in einer so wichtigen Beziehung andern Völkern, namentlich dem französischen, nachstehend erscheinen läßt und der Weiterverbreitung deutscher Anschauungen auf diesem Wege hinderlich ist. Inhaltlich gibt die fremde Presse auch nicht mehr. Die Behandlung ist es, zum Theil auch die Wahl der Gegenstände.

In dieser Art, geistig zu produciren, sind uns die Franzosen überlegen. Wir sollten das einsehen, uns bescheiden und quantitativ beschränken. Statt dessen nimmt die Massenproduction zu. In unserm geistigen Gährungszustande haben wir noch nicht gelernt, dieses unentbehrliche Rüstzeug auf das unsern geistigen Anforderungen und unsrer Eigenart entsprechende Maß zurückzuführen und einzurichten; immer wieder siegt ein neues Experiment über die Anwendung der Selbsterkenntniß. Sicher ist, daß wir zur Zeit in der Presse hinter den Franzosen zurückstehen, daß sonach der Einfluß auch dieses mächtigen Trägers der öffentlichen Meinung in höherem Maße dem gegnerischen Lager zu Gute kommt als dem unsrigen.

Wir hoffen, daß sich aus dem trüben, gährenden Moste, dem unser Geistesleben zur Zeit ähnelt, ein edler Wein abklären werde, der, auf anders und mannigfacher gemischtem Boden gewachsen, doch vergleichbar sei dem köstlichen Tranke, den unsre Classiker und Geisteshelden gespendet haben. Wir hoffen es, ja wir wissen es, denn der auf den unerschöpflichen Reichthum des deutschen Geistes, auf seine ewige Jugend- und Schaffenskraft gegründete Glaube ist ein Wissen, ein höheres Wissen sogar. Aber können wir vom Fremden, von dem in anderem Geiste Erzogenen ein Gleiches erwarten? Können wir bei ihm nur eine Ahnung dieser Entwicklung, deren Voraussicht uns über das Unerquickliche der Gegenwart hinweghilft, voraussetzen? Der Fremde sieht nur das Formlose und der Gestaltung noch Entbehrende und wendet sich von ihm zu dem Gewohnten ab, das dem Bessern nicht als das Höchsterreichbare erscheinen mag, aber Allen etwas Festes gewährt. — Oder glauben Sie, daß unsere Leistungen in Elsaß-Lothringen der Bevölkerung des Landes einen sicheren, festen Ackergrund vorstellen? Was wir davon haben, aus alter und neuer Zeit: unser geläuterter Glaube, bei unsern Katholiken die größere Innigkeit des religiösen Lebens, unsere Litteratur und Kunst, die Blüthe der Geisteswissenschaften, der allerorten schnell wachsende Wohlstand, der schier märchenhafte Aufschwung unsrer staatlichen Macht, die Ehrfurcht und Bewunderung erweckenden Gestalten unsers alten Kaisers und seiner Heldengenossen, das bildet für uns ein Festes im Schwankenden, aber für unsre neuen Landsleute ist es etwas Fremdes, gar Feindliches.

So mächtig für die fernere Entwicklung diese Faktoren in der deutschen Volksseele wurzeln, so nachhaltig sie sich erweisen werden, augenblicklich treten sie für den gewöhnlichen Beobachter aus der Erscheinung zurück, um so deutlicher tritt das Zwiespältige und Trennende hervor, der Mangel an Tradition insbesondere und an richtiger nationaler Selbstschätzung.

Eine eigene Betrachtung verdient die Rückwirkung der parlamentarischen Strömung, die in den letzten zwanzig Jahren die öffentlichen Zustände Deutschlands und unsre Gemüther zu beherrschen fortgefahren hat.

Die Nothwendigkeit parlamentarischer Mitwirkung bei Lenkung des Staates ist Etwas, das in unser Bewußtsein so übergegangen ist, daß wir uns das Staatsleben gar nicht mehr anders denken können; ernstlich möchte Niemand solche wieder beseitigen. In den richtigen Grenzen begründet sie eine sehr erhebliche Stärkung der handelnden Staatsgewalt. Niemand hat diese relative Berechtigung klarer erkannt als Fürst Bismarck. Ohne aktivstes Mitrathen und Mitthaten des Reichstages war unsre Entwicklung zur Einheit gar nicht möglich. Anderseits sind Hemmungen im Wesen des Parlamentarismus begründet, die ebenfalls kaum bestritten werden können. Zunächst die Gefahr, daß nicht die besten, sondern die lautesten Kräfte zu Wort und Geltung gelangen. Wie anderwärts reizt auch hier vorhandene Macht zur Erweiteruug; die Geltendmachung parlamentarischer Herrschaftsgelüste läßt sachliche Gesichtspunkte gegen Schlagworte und Parteiprogramm zurücktreten. Besonders hier wirken die Ideen und Täuschungen der französichen Revolution nach, in Verbindung mit dem Aufputzen des englischen Ideals. Nirgends mehr als in unsern Parlamenten herrscht die Unterschätzung des eigenen, aus glorreicher Vergangenheit stammenden staatlichen Bestandes in Heer und Verwaltung. Jeder Parlamentarismus hat einen natürlichen Zug zu dem, was Effect, Lärm und Aufsehen macht, und zur Geringachtung der täglichen staatlichen Arbeit, wie sie in der Verwaltung zu geschehen hat. Am schlimmsten ist vielleicht der Einfluß auf das Beamtenthum selbst; dieses wird hineingezogen und von der eigenen Aufgabe abgelenkt, nicht bloß insofern als viele Beamte im Parlamente sitzen, sondern noch mehr dadurch, daß Thätigkeit und Einfluß der Parlamente in die Amtsübung selbst eingreifen und sich in's Leben hinein fortsetzen. Dabei besteht ein unaustilgbarer Gegensatz zwischen dem, der die Arbeit macht, sie auch allein versteht, zu dem, den ein irgendwie erlangter Parlamentssitz ohne Kenntniß der Dinge zur Theil-

nahme an der Gesetzgebung, der Aufstellung der obersten und dauernden Grundsätze für staatliche Thätigkeit mitberuft. Muß sich Jener fügen und formell unterordnen — ich meine als Klasse —, so bleibt er doch unentbehrlich und wird wieder herangezogen, er dirigirt sogar schließlich wieder, aber durch Hinterthüren und unter Umständen, die dem Geistesfluge und der Selbstachtung unheilbare Wunden schlagen, zu seinem Schaden nicht allein, sondern auch zu dem der Allgemeinheit. Der Parlamentarismus subalternisirt das Beamtenthum. Welcher Gegensatz zu früher, wo der in subalterner Stellung Verharrende durch die Empfindung am Ganzen mitzuwirken geistig und gemüthlich emporgehoben wurde!

Der Parlamentarismus als dauernde und den Ausschlag gebende Staatseinrichtung ist auch unvereinbar mit dem Genius des deutschen Volkes. Schon jetzt repräsentiren die Parteien des Parlaments nicht mehr die verschiedenen Strebungen und Grundkräfte der denkenden und von Verantwortungsgefühl erfüllten Elemente des deutschen Volkes. Wer schöpft noch aus den Parlamentsverhandlungen die maßgebenden Impulse für sein Denken und Handeln? Wer liest sie nur noch aufmerksam? Kann man den Reichstag im Ganzen als das ansehn, was er sein sollte, als die geistige Elite des deutschen Volkes, wie es z. B. trotz Allem die Frankfurter Nationalversammlung war? Es bekennen sich ja bei politischen Gesprächen und bei Wahlen die Meisten formell noch zu der einen oder anderen parlamentarischen Partei, so mächtig ist noch die Strömung, das Prestige, vielleicht auch nur Gewöhnung. Aber in Wahrheit sieht man das parlamentarische Getriebe als ein mehr oder weniger interessantes Schauspiel an, das den Zuschauer selbst kaum berührt. Man denkt, Regierung und Parlament können es mit eineinander ausmachen; sie sind ja „die nächsten dazu." So groß unsere Neigung ist, uns zu freuen, wenn der Regierung ein Schnippchen geschlagen wird oder „wenn's ihr Einer ordentlich gibt", immer mehr bricht sich die Einsicht Bahn: so kann's nicht weiter gehen. Bei der eigenthümlichen Mischung von Gut und Böse, die wie jeden Einzelcharakter, so auch jeden Volkscharakter bildet, ist uns Deutschen in besonderem Maße die häßliche Lust am Räsonniren zugefallen; als Gegengewicht haben wir, wie kein anderes Volk, den Drang nach Wahrem, Edelm, Idealem empfangen. Jener thut der Parlamentarismus mit seinem Besserwissen, mit den Verlegenheiten, die er der verantwortlichen Staatsleitung bereitet, mit seinen sterilen Büdgetdebatten, den endlosen, den Grundgedanken der Gesetze und ihrer Wirksamkeit zuwiderlaufenden Amendirungen Genüge, aber die andre

Seite unseres Volkscharakters, die gute, die wahre, ist am Durchbrechen und steht im innersten Gegensatze zu einem System, das solche Früchte zeitigt.

Nun wird ja behauptet, daß der Parlamentarismus die erwähnten unerfreulichen Eigenschaften verliere, wenn er vollständig durchgeführt sei, d. h. die Executive einen Ausschuß der parlamentarischen Mehrheit vorstelle; dafür ist aber doch bisher in keiner Weise der Beweis geliefert, und sollte dies auch gelingen und könnte man ferner von den historischen Gegenmächten absehen, so ist der moderne Culturstaat mit seinen zahllosen Aufgaben, auch er ein Produkt deutscher Staatsauffassung, ein viel zu complicirtes Gebilde, als daß er einen häufigen Wechsel in der Oberleitung vertrüge. Wenn man wohl sagt, das Beamtenthum bleibe ja, und so sei der Träger der eigentlichen staatlichen Arbeit gesichert, so greift wieder das schon Ausgeführte Platz. Die Bewältigung der umfassenden Aufgaben des neuzeitlichen Staates setzt nicht bloß technische Schulung und Fleiß voraus sondern auch Charakter, Aufopferung und den Lohn für den berechtigten Ehrgeiz. Dieser ist darin beschlossen, daß der Tüchtigkeit der Weg zur Oberleitung offen ist, und auch der Gehorsam, bei dem es für die Meisten verbleibt, ist als sittliche und dauernde Eigenschaft nur da denkbar, wo der Befehl so geartet ist, daß die Gehorchenden die Empfindung haben, der Befehl sei der denkbar beste und sonach wie ein Stück vom eigenen Willen. Ein tüchtiges Beamtenthum ist auch ein stolzes Beamtenthum, und das ist mit Parlamentsherrschaft unverträglich.

Wie auf eine Erlösung, von dem Einen klarer und williger anerkannt als von dem Andern, aber von den Meisten empfunden, harren wir auf eine Parteibildung, die sich von den bisherigen ausdrücklich lossage, und deren erster Satz sei: unumwundene Verleugnung des Parlamentarismus als einer niederen, den Aufgaben des neuzeitlichen Staates nicht gewachsenen Regierungsform. Seinen positiven Ausdruck findet dieser Satz für Deutschland in der Erkenntniß, daß in Kaiser, Bundesrath und Beamtenthum die Träger der Tradition, des relativ höchsten Sachverstandes und Verantwortlichkeitsgefühles, zugleich auch der Autorität und der Möglichkeit zielbewußten wie schnellen Handelns verkörpert sind, denen das Parlament, unter Festhaltung seiner theils controlirenden, theils anspornenden Thätigkeit, Förderung und volksthümliche Weihe zu gewähren habe. Als Drittes wird sich von selbst die Uebereinstimmung darüber anschließen, daß wir nicht in Frankreich, England, Nordamerika oder wo sonst unsere Vorbilder zu

suchen haben, daß der deutsche Staat schon jetzt ein höheres Gebilde ist als irgend ein anderer Staat auf Erden, und daß wir für das, was das Leben des Staates ausmacht: Erhaltung und Vermehrung der zusammengefaßten Volkskraft, Pflege des Rechts, der Wohlfahrt und jeder höheren Bestrebung, Fürsorge für die Aermeren und Schwächeren, in der Einkehr bei unserer eigenen Vergangenheit, namentlich bei der Preußens, ein lehrreiches und erhebendes Vorbild haben.

Auf dem also gewonnenen Einigungsgebiete wird sich mit der Zeit für die Geltendmachung der verschiedenen gesellschaftlichen, der kirchlichen, Klassen- und Berufsinteressen in ihrer verhältnißmäßigen Bedeutung und Berechtigung Platz finden; einstweilen haben wir es doch wie mir scheint näher, die zweifellosen Feinde Aller im Innern und Aeußern zu bekämpfen. Auch auf jenem gemeinschaftlichen Boden wird sich alle Zeit die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere darin äußern, daß die Einen dem Neuen zustreben, die Anderen das Alte und Bewährte behüten, ohne daß daraus in moderner Fortsetzung des Pharisäerthums ein Grund, sei es zur Selbstverherrlichung, sei es zum Schmähen der Andersgearteten, hergeleitet würde. Dabei mag die „Libertät" Schaden erleiden, die geistige Freiheit, die allein wahre, wird gewinnen.

Dann auch wird unserm Staatswesen die propagandistische oder richtiger die verschmelzende Kraft wiederkommen, die das kleine Brandenburg in so glänzender Weise bewährt hat. Dann sind wir wieder auf die richtige, die eigene Basis gestellt und werden aus dem also gewonnenen Kraftzuwachs die Fähigkeit entnehmen, widerstrebende Elemente in unseren höheren Lebenskreis auch mit dem Gemüthe hereinzuziehen. Man spricht und schreibt so viel über und gegen Eroberungen, grade in Bezug auf Preußen. Preußen hat Gewalt gebraucht und erobert. Welcher Staat hätte es nicht? Aber Preußen hat die Zweifelhaftigkeit des einen oder anderen Rechtstitels dadurch geheilt, daß es die Eroberten in eine edlere Sphäre des Lebens erhoben, zu besseren Menschen und Bürgern gemacht hat. Fragen Sie in der Provinz Sachsen, in Schlesien, Neuvorpommern nach, wie lange die dortige Bevölkerung an dem niederdrückenden Gefühl der Eroberung getragen hat. Nicht eine Generation hat es gedauert; wie bald war es für Jeden der höchste Stolz, Preuße zu sein! — Fragen Sie dagegen, jetzt nach 20 Jahren deutscher Herrschaft, in dem in jeder Weise verhätschelten, in der Aera des Parlamentarismus gewonnenen, nach parlamentarischem Recept regierten, mit Parlament

und Parlamentchen jeder Art ausgestatteten Elsaß-Lothringen nach, — die Antwort ist trostlos, und, wenn in der bisherigen Weise fortregiert wird, so wird ja nach längeren Jahren durch die Macht der Gewohnheit die Erinnerung an Frankreich schwinden und so Etwas wie deutsches Gefühl in die Leute hineinkommen, aber eine innere Erhebung, ein Besserwerden der Menschen durch den Ernst des staatlichen Lebens, ihr Verwachsen mit dem Staate, das wird man mit den bisherigen Mitteln niemals erreichen. — Bemühen Sie sich um die Bekanntschaft Ihrer vier „deutschgesinnten" Reichstagscollegen aus dem Elsaß. Die Herren sind ja allem Anscheine nach sehr verschieden, sie mögen, ein Jeder auf seinem Gebiete, die besten Eigenschaften haben, in Einem werden Sie die Herren vollständig gleich finden. Darin, daß sie die Meinung haben und verfechten, sie gäben uns Etwas, und wir seien ihnen Dank schuldig. Das ist nicht die Gesinnung, die in der Widerwärtigkeit Stand hält, nicht die rechte Gesinnung. Dem Staate, wie allen höheren Lebensmächten gegenüber, ist die richtige Empfindung nur die der Demuth, des Dankes, der absoluten Hingebung. Nur sie ist eine Bürgschaft der Kraft für den Staat und eine Bereicherung auch des inneren Menschen.

Als wir die Herrschaft in Elsaß-Lothringen übernahmen, war in Altdeutschland die parlamentarische Strömung auf ihrem Höhepunkte angelangt; um die Mitwirkung des Reichstages für den Ausbau gemeinschaftlicher Institutionen zu erhalten, um diese Mitwirkung zu einer freudigen zu gestalten, mußten der Strömung allenthalben Concessionen gemacht werden. Es ist zudem anzunehmen, daß ihre Stärke auf die Gemüther der zur Reichsregierung Berufenen ansteckend gewirkt gehabt habe; auch der klarste und nüchternste Kopf unterliegt jeweilig der Macht dessen, was das Volksgemüth so voll einnimmt. So kam es, daß man in der Dauer der Dictaturperiode dem Reichstage nachgab, und daß der ganz richtige Gedanke, der Schwerpunkt für die Leitung des Landes müsse in das Land selbst verlegt werden, denjenigen Elementen zu Gute kam, die sich im Lande für die Bildung des parlamentarischen Apparates darboten. So war die Notabelnherrschaft angebahnt.

Welchen Charakter die Notabelnherrschaft angenommen und welche verhängnißvollen Folgen für das Deutschthum sie gehabt hat, ergiebt fast jede Seite meiner Darstellung. In diesem Lichte gewinnt manche Ausführung erst ihre rechte Bedeutung. Es kam darauf an, Zustände, über die die politische Betrachtung meist hinwegsieht, in ihrer Wichtigkeit für das wirkliche Volks- und Staatsleben zu fixiren, auf die

Gefahr hin, diffus zu erscheinen. Ich mag des Guten übrigens zu viel gethan haben und gebe die formelle Seite meiner Darstellung gern dem Tadel preis, wenn mir nur die Hauptsache in dem Nachweise gelungen ist, daß wir, einem falschen Zeitideale nachjagend, nicht bloß die uns feindlichen Macht- und Einflußverhältnisse in falschem Lichte gesehen, sondern sogar zu unserm Schaden und zum Schaden der Gesundung der öffentlichen Zustände noch gestärkt haben. Es lag mir vor Allem daran, zu constatiren, nicht zu tadeln; es trifft uns auch, möchte ich meinen, nicht sowohl darum ein Vorwurf, weil wir in die falsche Bahn hineingerathen sind, denn das lag in der Richtung der Zeit, als darum, weil wir im Wesentlichen noch jetzt, nach so vielen Erfahrungen, den verderblichen Curs einhalten und uns gradezu der für uns allerdings beschämenden Wahrheit verschließen.

Bevor ich in einer Schlußbetrachtung das „Was nun?" erörtere, habe ich noch im Zusammenhange das elsaß-lothringische Beamtenthum zu besprechen.

Ich schicke vorweg, daß das Beamtenthum in Elsaß-Lothringen im Ganzen gut dotirt ist und dies von vornherein war. Man hört zwar auch in dieser Hinsicht in Beamtenkreisen vielfach klagen; es mögen ja auch Mißstände und Ungleichheiten bestehen, aber im Allgemeinen sind Klagen nicht begründet. Wenn ich im Vorstehenden einen Gegensatz zwischen Parlamentarismus und Beamtenthum statuirt habe, so verlangt die Gerechtigkeit, hinzuzufügen, daß jener den Gegensatz nicht in dem Bestreben, den Beamten materiell zu drücken, geäußert hat; es ist im Gegentheil von ihm hierin der im Grunde wohlwollende und weitherzige Zug des deutschen Gemüthes bethätigt worden. In unserm Landesausschusse sind zwar entgegengesetzte Stimmungen laut geworden, eine erhebliche Bedeutung haben auch sie nicht gewonnen.

Der Gegensatz hat sich mehr darin bethätigt, daß unter dem Einflusse der herrschenden parlamentarischen Strömung und dessen, was sich Wohlwollen titulirte in der That aber Mattherzigkeit war, für die Auswahl der Beamten nicht energische Staatsgesinnung, bestimmtes Wollen, Charakterstärke, die rechten Falls durchgreifende Strenge erzeugt, kräftige Ueberzeugung maßgebend gewesen sind, sondern Eigenschaften, die ich mehr als technische bezeichnen möchte: Gewandtheit und behagliches, zugängliches Wesen. Das fand man mehr bei Süddeutschen und Rheinländern als bei Norddeutschen. So kam es, daß weit über Verhältniß die näheren altdeutschen Landschaften

berücksichtigt wurden, namentlich Rheinpreußen, Rheinhessen und Rheinbayern. Letztes stellte relativ das allergrößte Contingent. Es mögen sich auch aus den übrigen Theilen Altdeutschlands, namentlich Altpreußens, nur Wenige gemeldet haben, darunter manch zweifelhaftes Element. In den verschiedenen Verwaltungszweigen ist das Mischungsverhältniß nicht das gleiche, in der eigentlichen Verwaltung wohl am wenigsten einseitig. Das numerische Uebergewicht liegt bei den rheinischen Elementen, diese geben auch die geistige Signatur.

Das hat große Vortheile. Unter allen deutschen Stämmen ist der rheinfränkische sicher der beweglichste und gewandteste; seine wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse haben mit den hiesigen die größte Aehnlichkeit; er hat ein zugängliches Wesen; er findet sich schneller in die äußeren Verhältnisse und in die Leute, diese schneller in ihn. Aber man thut ihm nicht Unrecht, wenn man an ihm vielfach Tiefe und Aufopferungsfähigkeit, ernste Auffassung des Amtes vermißt. Und dann, unsre nächste Aufgabe hierlands ist doch, unsere Staatsgesinnung zu verbreiten. Nun sind diese Herren aus den verschiedenen Rheingegenden ja recht gute Patrioten, in der Stunde der Gefahr werden sie nicht fehlen, aber Staatsgesinnung ist noch etwas anders als Patriotismus, sie soll den Menschen in all seinem Wesen durchdringen, ein Theil seines Ich sein insofern er sich in Allem mit dem Staate verwachsen fühlt. Wie lange nun ist es her, daß es in Köln hieß, wenn Einer Soldat wurde, er gehe zu den Preußen? Fragen Sie den Starkenburger oder Oberhessen, ob ihn in Ansehung des Staatsgefühls nicht ein großer Unterschied vom Wormser oder Mainzer trennt. Der Pfälzer gar, hat für ihn seine Zugehörigkeit zu Bayern je schwer gewogen? In dem, was er als die Wagschale des Glückes ansieht, meine ich.

Das ist schlimm, noch schlimmer, daß der Vereinigungspunkt, in dem sich die verschiedenen Rheinländer zusammenfinden, auf die mildeste Formel gebracht als ein nicht deutsches Moment bezeichnet werden muß. Ich meine das französische Recht und die sonstigen Spuren der französischen Vergangenheit. Dieses nicht deutsche Element steht bei den Rheinpreußen, Rheinhessen, Rheinbayern noch heute in hoher Schätzung; bei sehr Vielen stellt es nach ihrer Meinung einen großen Vorzug dar, der dem Einzelnen und dem Stamme ein höheres Relief giebt. Ich widerstehe der Versuchung, an dieser Thatsache Kritik zu üben, aber constatiren muß ich sie, diese Thatsache, und weiter constatiren, daß sie dem Wirken im deutschen Sinne nicht zu Gute kommt. Man mag es ganz gerechtfertigt finden, daß die französischen Institutionen

aufrecht erhalten worden sind, aber sie sind doch ein Stück Cultur, und zwar französischer Cultur; deren Bewunderer sind kaum die rechten Pioniere deutscher Cultur, was unsere Beamten doch sein sollen, und zur Verstärkung der von ihnen zu verbreitenden deutschen Staatsgesinnung kann das auch nicht dienen. Darüber ist nicht hinwegzukommen.

Das also geartete Beamtenthum hat schwere Anfechtungen durchzumachen gehabt. Es ist dies ein Punkt, in dem ich mich nicht bloß auf früher Erwähntes, sondern auch auf allgemein Bekanntes beziehen kann. Auch hier widerstehe ich der Versuchung, mehr zu sagen als ich unbedingt muß, und die Manteuffel'sche Periode, in der die Anfechtungen den Höhepunkt erreichten, zu charakterisiren. Aber auch hier muß ich das Facit ziehen: unser Beamtenthum hat die Probe nicht bestanden. Es hat in unserm deutschen Lande eine Zeit gegeben, wo die Bethätigung deutscher Gesinnung, deutscher Staatsgesinnung zumal, proscribirt war, in der von uns Beamten ein Maß von Gehorsam verlangt wurde, das dem Staats- und Sittengesetz zuwiderläuft, wo die Pflicht des Beamten, in geziemender Form vorstellig zu werden, laut sprach wie nie zuvor und anderwärts. Die große Mehrzahl der Beamten hat sich gefügt und geschwiegen. Wie Viele haben sich zum Opfer des Verstandes und Gewissens sogar herangedrängt! Der Fehl lastet noch auf uns als Gesammtheit; bei der Bevölkerung schmälert er uns Achtung und Autorität, uns selbst benimmt er die Freiheit des Geistes und Handelns.

Auch das Beamtenthum also trägt sein schweres Theil Schuld an dem, was hier im Lande von deutscher Seite Verkehrtes geschehen und am Nothwendigen versäumt worden ist. Dabei verschweige ich noch, was an Neigung zu Wohlleben und Bequemlichkeit, Disciplinlosigkeit und elendem Zank, Putz- und Nachahmungssucht der Frauen u. s. w. zu Tage getreten ist. Das gehört auf ein anderes Brett, insofern derartiges auch anderwärts Kennzeichen der Zeit ist und eine über das einzelne Land und die in ihm besonders hervortretenden Verhältnisse hinausgehende Ursache hat. Es ist die allenthalben wahrnehmbare, hoffentlich nur vorübergehende Abnahme des deutschen Idealismus, der allein der in unserm Nationalcharakter begründeten großen Begehrlichkeit Schranken zu setzen vermag. Da wir als Volk noch nicht das ausgebildet haben, was man in gewissen Gesellschaftskreisen als „Direktion" bezeichnet, so treten derartige Unarten bei uns mehr hervor, und es kann nicht ausbleiben, daß so gute Beobachter, wie unsere Gegner hierlands, daraus Capital schlagen. Es mag

vielleicht sogar in ihren Gesprächen über uns Nichts einen breitern Raum einnehmen. Trotzdem glaube ich, mich mit beiläufiger Erwähnung begnügen zu können. — Gleiches gilt von einem Uebelstande, der immer mehr zurücktritt, je weiter die Zeit fortschreitet. Der deutschen Herrschaft folgend, nistete sich im Lande ein Heer von Abenteuern ein. Sie suchten theils Unterkunft in der Beamtung, der niedern namentlich, deren Lücken ausgefüllt werden mußten, theils in Privatgeschäften aller Art, und haben bei der Bevölkerung unsern guten Ruf nicht gefördert. Sie stammten aus allen Theilen des Reiches; daß es auch an solchen aus Altpreußen nicht fehlte, war Wasser auf der Mühle derer, die nicht müde werden, von preußischer Hungerleiderei zu reden. Ich möchte die Bedeutung des Schadens, den diese „Vertreter des Deutschthums" angerichtet haben, nicht unterschätzen, aber die Meisten sind inzwischen gestorben oder ganz verdorben, die Verhältnisse haben sich gesetzt, und Derartiges wird wohl bei jeder Colonisation oder Eroberung vorkommen.

Geschrieben im Juli 1890.

Sechster Brief.

Wenn ich den Schlußabschnitt meiner Erörterungen über die Lage in Elsaß-Lothringen der Frage widme, was gegen die dargestellten Uebelstände zu thun sei, so bin ich mir der besondern Schwierigkeiten, die eine solche Untersuchung hat, bewußt.

In politischen Dingen muß man, meine ich, zweierlei Zuständigkeiten zum Mitreden auseinanderhalten. Einerseits die Fähigkeit, die thatsächlichen Zustände richtig zu erkennen, auf ihre Ursachen zurückzuführen und in ihren Folgen sich klar zu machen, sowie daraus die Ziele zu erschließen, nach denen das zukünftige Handeln sich zu bewegen hat, wenn es ersprießlich sein soll; anderseits das Vermögen, die richtigen Mittel zum Zwecke zu wählen, die Menschen praktisch zu behandeln, das jeweilig Erreichbare im Auge zu behalten, die relative Bedeutung und das Durcheinanderspielen der mitwirkenden Kräfte verständig abzuschätzen.

Das Zweiterwähnte ist die Kunst des Staatsmanns, das Erste, mehr eine Thätigkeit des erkennenden Verstandes, das Gebiet des politischen Schriftstellers. Ich bin nur als Schriftsteller zuständig; die etwas apodiktische Form meiner Vorschläge ist Folge meiner lebhaften Empfindung.

Für Elsaß-Lothringen müssen sich alle zukünftigen Maßnahmen verschieden gestalten, je nachdem eine Unterbrechung des normalen Verlaufes der Begebenheiten reine Bahn schafft oder nicht. Wenn bei uns meuterische Bewegungen ausbrechen, was kaum anzunehmen ist, oder wenn, was sicher ist, ein etwaiger Krieg mit Frankreich zeigt, wie wenig unsre Herrschaft im Lande Wurzel gefaßt hat, dann kann

nicht gründlich genug mit Allem aufgeräumt werden, was die französische Vergangenheit zurückgelassen hat, und wir in unserer Verblendung an Hindernissen einer deutschen Entwicklung hinzugethan haben; das „saigner à blanc“ ist dann mit derjenigen Einschränkung, die eigenen Unterthanen gegenüber selbstverständlich ist, auch für Elsaß-Lothringen die einzig richtige Losung.

Wiedereinführung und strenge Bethätigung der Diktatur auf eine längere Reihe von Jahren, definitive Beseitigung des Landesausschusses und unsrer sonstigen kleinen Parlamente, Suspendirung der Ministerialverfassung, Wegjagen aller Franzosen und Französlinge, eine Aufruhracte mit Ausnahmegerichten, Ersatz aller schwankenden oder schwacherwiesenen Beamten durch die besten Kräfte aus Altdeutschland, namentlich Altpreußen. Das wäre Alles nothwendig und würde für eine bessere Zukunft Platz machen, für deren Gestaltung wir, durch die Vergangenheit gewitzigt, nicht mehr Gefühlsschonerei und achtungsvolle Behandlung französischer Institutionen sondern nur unsre Interessen und unsre Pflicht, das Land auch innerlich zu germanisiren, zu Rathe ziehen würden.

Es wird dann auch die Frage, ob die Reichslandsqualität bleiben oder eine Einverleibung in Preußen eintreten soll, in Fluß kommen. Es hängt ja dafür Vieles von Factoren ab, die schwer zu übersehen sind, namentlich von der Stimmung im Bundesrathe; Preußen selbst kann geltend machen, daß es von 1866 her noch genug zu verdauen habe. Es mögen auch Viele gleich mir den Grund des Uebels in Elsaß-Lothringen in etwas Anderm als in der Reichslandseigenschaft und in dieser mehr als einen Verlegenheitsgedanken erblicken. — Aber, wenn nicht das Elsaß annektirt wird, so kann dies doch mit Lothringen geschehen. Jedenfalls empfiehlt sich dann die vollständige Trennung der genannten Landestheile, schon längst ist sie durch das divide et impera geboten.

Elsaß und Lothringen, deren Bevölkerungen einander geradezu unsympathisch sind, haben nur die französische Vergangenheit und Tradition, ein deutschfeindliches Element, miteinander gemein. Im Uebrigen ähnelt das Elsaß in Sitte und Kultur in weit höherem Maße dem badischen Lande, während Lothringen Vieles vom Lande südlich der preußischen Mosel hat. Das zurückgebliebene Lothringen muß auch anders und mehr regiert werden als das hochentwickelte Elsaß. Eine Trennung beider ist daher aus mehr als einem Grunde angezeigt; für Lothringen gewährt sie unter Anderm die Möglichkeit,

große Deutschland, seine staatliche Wiege Altpreußen insbesondere, in durch intensives Regieren im fridericianischen Sinne die Vernachlässigung, die es bis jetzt erfahren hat, wieder gut zu machen. Der Gemeingeist ist hierlands so wenig entwickelt, daß jede parlamentarische Institution nur insofern Leben bethätigen kann, als sie der Verwaltung das ihrige schwer macht. Es sei denn, daß diese die notabeln Elemente „an die Wand drückt“ oder gar sich dienstbar machte. Das wäre aber Scheinconstitutionalismus, vom politischen Standpunkt aus ein Nothbehelf und vom ethischen, lassen Sie es mich geradezu sagen, eine Unwahrheit, die uns Deutschen zu vermeiden ziemlich ist. — Um so mehr winken hier der Verwaltung Aufgaben lohnender Art; die Leute kommen jeder Autorität man möchte sagen freudig entgegen, der Gehorsam ist ihnen zur zweiten Natur geworden, sie verlangen regiert zu werden. Gewiß führen sie ein Doppelleben und üben darin nicht nur scharfe Kritik sondern auch nach Umständen einen sehr wirksamen passiven Widerstand; das kommt aber lediglich daher, daß ihnen das Regieren bisher fast nur als ein Ausbeuten entgegengetreten ist. Dabei ist natürlich das Lenkungsbedürfniß geblieben, aber sein Mißbrauch hat entsprechende Eigenschaften erzeugt oder gezeitigt. Trotzdem ist der Lothringer besser als sein Ruf, und das Sprüchwort: „Lorrain vilain, malin, traitre à Dieu et à son prochain“ ist eine arge Uebertreibung, zumal im Munde derjenigen, die es jeden Augenblick citiren. Ich schätze die guten Eigenschaften des Lothringers, den ich genau kenne, so hoch, daß ich der Ueberzeugung lebe, es müßte sich gerade hier Außerordentliches leisten lassen, hier wo doch fast die Hälfte der Einwohner aus wirklichen Wälschen besteht. Conditio sine qua non ist allerdings Stetigkeit und Uebergang der überaus zahlreichen Einzelhöfe in deutsche Hände, in die des Staates selbst womöglich. Immer liegt die fruchtbarste Aufgabe vor, für die unteren Stufen der Verwaltung sowohl, in denen ich mir Aemter nicht Kreise denke, als für die Leitung, die eine Lebensaufgabe für einen ganzen Mann wäre.

Sachlich geben die letzten Bemerkungen den Uebergang zu der Politik, die nach meinem Dafürhalten in Elsaß-Lothringen für die Zukunft einzuschlagen ist, unter Voraussetzung einer nicht gewaltsamen Unterbrechung des bisherigen Verlaufs der Dinge . . . .

Auf alle Fälle werden Sie mit mir darin übereinstimmen, daß nach Elsaß-Lothringen, an die Spitze wie in alle oberen, mittleren und unteren Stellen, die besten Männer gehören unter allen, die das

sich faßt. Sie sind bei uns nicht bloß in allen Dienstzweigen selten, darüber hinaus haben bei sehr Vielen die Ereignisse der früheren Jahre in der vorausgeführten Weise so gewirkt, daß sie für Elsaß-Lothringen nicht mehr verwendbar sind, während sie anderwärts recht nützlich wirken, ja sogar, indem sie ihre Versatilität aufgeben, dagegen Staatsgesinnung und Festigkeit eintauschen mögen.

Ganz unbrauchbar sind fast ausnahmelos die Vertreter des einheimischen Nachwuchses, denn ihnen fehlt nicht bloß die Staatsgesinnung, sondern auch der Patriotismus. Das weiß Jeder; ich bin überzeugt, daß bei jeder Anstellung eines dieser deutschfranzösischen Zwittergeschöpfe unseren oberen Kreisen jedesmal übel zu Muthe wird, aber so unentrinnbar ist infolge unserer Schwäche der circulus vitiosus geworden, daß noch jetzt von Regierungsseite im Landesausschusse die Recrutirung des Beamtenthumes aus dem Lande als stets im Auge behaltenes Ziel proclamirt wird. — Diese Kette muß durchbrochen werden, und zwar, da es sich nicht anders gefügt hat, gewaltsam. Natürlich können Härten nicht vermieden werden. Es wird der Staatsmann, der die Ausführung übernimmt, eine schwere Summe von Unpopularität und Haß auf sich nehmen müssen.

Ohne gesetzliche Unterlage wird eine so umfassende Beamtenverschiebung nicht zulässig erscheinen, zumal da sie am wenigsten vor den Angestellten der Justizverwaltung Halt machen kann. Den Ersatz wird sie aus ganz Deutschland, aus allen Bundesstaaten, in denen edle Amtstradition besteht, in erster Reihe also aus Altpreußen zu beziehen haben; nur müssen, mit dem Losungsworte, daß das Wirken an exponirter Stelle ein Opfer aber auch eine Ehre ist, daß wer vorwärts kommen will sich die Sporen verdienen muß, die tüchtigsten und im rechten Sinne ehrgeizigsten Kräfte herangezogen werden, der elsaß-lothringische Staatsdienst muß den Charakter der Zurücksetzung mit dem der Auszeichnung vertauschen. — Die besondere Heranziehung altpreußischen Ersatzes ist vielleicht noch nicht mit solcher Schärfe hervorgehoben worden, die Bezeichnung „Preußisches Beamtenkartel", die für den ganzen Gedanken im Schwange ist, zeigt indeß, daß einem Jeden, der ihn gefaßt hat, ein Gleiches mehr oder minder klar vorschwebt.

Was die Gefahr einer Unterbrechung des regelmäßigen Geschäftsganges durch das massenhafte Eindringen landfremder und ungeschulter Kräfte anlangt, so müßte sie mit in den Kauf genommen werden; sie besteht aber überhaupt gar nicht in einem irgend in Betracht kommenden

Maße. Technisch läuft bei uns Alles wie am Schnürchen; wie ich aus eigener Erfahrung weiß ist es mit gutem Willen auch gar nicht so schwer, sich in Neuem zurechtzufinden und, die Verschiebung mag eine noch so umfassende sein, so viel vom bisherigen Stamme bleibt doch da, daß die Geschäfte ordentlich fortgeführt werden. Das Schlimmste was passiren mag, ist daß da und dort statt einer bedächtigen, eine herzhafte Dummheit gemacht werden wird. Für den, der da weiß, daß der Weg zur Wahrheit mit Irrthümern, aber mit kräftigen Irrthümern, gepflastert ist, will das nicht viel bedeuten.

Es muß aber überhaupt die Beamtenverschiebung mit einer Veränderung des Systems in der Richtung verbunden werden, daß der individuellen Thätigkeit des Außenbeamten wieder mehr Spielraum gewährt, sie gradezu geweckt und befördert werde. Ein Beobachter, dem die Zunge jeweilig recht lose sitzt, hat gesagt, die Regierungsweisheit in Elsaß-Lothringen erschöpfe sich darin, daß jedes Jahr eine neue Ministerialabtheilung oder wenigstens eine neue Ministerialrathsstelle geschaffen werde. Das böse Wort trifft ja nur einen Theil dessen, worin gefehlt worden, und diesen zu hart; aber richtig ist, daß der Kopf unsrer Verwaltungsordnung viel zu groß ist und fortdauernd anwächst.

Die Herren oben fühlen natürlich das Bedürfniß zu zeigen, daß sie da sind; wir draußen haben die Last davon. Es herrscht eine Vielregiererei und eine Reglementirungssucht, die unter ihren vielen schlimmen Wirkungen als schlimmste die zur Folge hat, daß Initiative und Fähigkeit wie Neigung, dem Einzelfalle gerecht zu werden, im Außendienste niedergedrückt werden. Will man einmal unsre falsche Politik formuliren, so möchte man sagen, daß wir uns nicht bloß den Luxus der parlamentarischen Regierung da gestattet haben, wo das harte tägliche Brod der Verwaltung am Platze war, sondern sogar in dem der letzteren belassenen Spielraum deren Schlagfertigkeit ertödtet haben. Ich versage mir's, den bei uns herrschenden Büreaukratismus des Weiteren zu charakterisiren, und erwähne nur das, worin meines Dafürhaltens zunächst reformirt werden muß. Schließlich ist ja der Büreaukratismus eine Krankheit des Beamtenthumes, die nicht bloß mit dessen Hypertrophie sondern auch mit dessen Geistesrichtung zusammenhängt. Es ist zu hoffen, daß ein neuer frischer Geist helfen werde, zudem richten sich meine Bemerkungen auch gegen die Hypertrophie selbst.

Unser Ministerium hat zu viele Abtheilungen. Zwar die Zahl der Unterstaatssekretäre hat abgenommen, aber neben deren Ressorts bestehen weitere, fast selbstständige: Oberschulrath, Direktion der Zölle und indirecten Steuern, Direktion der directen Steuern, Wasserbau-direktion, Forstverwaltung und was sonst. Die Tendenz zur Differenzirung greift immer weiter um sich; ist doch erst vor Kurzem das Dezernat für Gefängnißwesen fest gelegt worden. Es wird in allen Abtheilungen ähnlich sein, jedenfalls geht das natürliche Schwergewicht aller maßgebenden Kräfte dahin. — Dagegen ist auch der Landesausschuß machtlos. Was bleibt ihm dem übereinstimmenden Gutachten aller Sachverständigen gegenüber übrig, als zu bewilligen? Höchstens kann er sein Budgetrecht darin wahren, daß er alle Virements, Etatsübertragungen, mögen die betreffenden Staatsanstalten noch so verwandt sein, eifersüchtig ausschließt und dergestalt den Gang der Staatsmaschine noch mehr vertheuert.

In einem Lande von der Größe und Einwohnerzahl Elsaß-Lothringens müßten zwei Ministerien oder Ministerialabtheilungen genügen, mit Räthen, die sich in jeden Theil des Ressorts einleben. Die eine Abtheilung hätte zu umfassen alle Staatsthätigkeiten, die seiner Zeit Bülow-Cummerow dem ihm vorschwebenden Finanzministerium zugetheilt wissen wollte, also nicht bloß die finanzielle Ausnutzung, sondern auch die wirthschaftliche Erweckung und Förderung der materiellen Kräfte des Staates und Volkes. Der andern Abtheilung würden die „Imponderabilien“ des Staatslebens zufallen: Inneres, Cultus, Unterricht und Justiz. Krieg und Auswärtiges haben wir ja nicht. Ein derart eingerichtetes Ministerium würde das, was der Leitung und Centralstelle vorbehalten sein muß, bewältigen und dabei den unmittelbar in's Leben gestellten Behörden, den verschiedenen Zweigen der handelnden Verwaltung, nicht den Lebensnerv abschneiden.

Wir haben neben dem über Gebühr vergrößerten und in Anspruch genommenen Ministerium von Mittelstufen die Bezirkspräsidien, unsern Ersatz für die französischen Departementsbehörden, beibehalten. Hier ist ein Punkt, bei dem es wirklich schwer ist, den satirischen Ton zu vermeiden. Kein Mensch vermag zu sagen, welchen selbstständigen Zweck diese sehr stark besetzten Zwischenbehörden noch haben, welche von ihren Zuständigkeiten nicht verständiger Weise auf die Unterstufen oder auf die Centralstelle, die im kleinen Lande die modernen Verkehrsmittel so nahe rücken, die ja auch in Alles eingreift, übertragen werden

könnten. Wenn man anführt, es gebe Bezirkszwecke, Bezirksvermögen und dementsprechend Bezirkstage: hat man denn nie von Landtagsmarschällen, von Büreaus ad hoc, gehört? Dazu diesen gewaltigen kostspieligen Apparat beibehalten! Das heißt doch gradezu der Meinung Vorschub leisten, die Prussiens mästeten sich auf Kosten des Landes. — Der Grund mag übrigens sein welcher er will, die Thatsache kann nicht streng genug verurtheilt werden.

Demgegenüber sind unsre Kreise, wenn man ihnen nicht wenigstens für Lothringen überhaupt Aemter substituiren will, viel zu groß, als daß bei durchschnittlicher Leistungsfähigkeit der Kreisdirektor persönliche Uebersicht gewinnen könnte. Ueber mangelnde persönliche und Local-Kenntniß und Einwirkung unserer Kreisdirektoren wird denn auch sehr viel geklagt; richtig ist, daß unsre Kreisdirektoren auch um deßwillen dem Außendienste abhold sind, weil dessen Wahrnehmung die Gefahr sich die Finger zu verbrennen steigert. Genug, auch dieser wichtigste aller Beamten wird immer mehr Büreaubeamter.

Ganz verwahrlost ist die unterste Stufe der Regiminalverwaltung. Das französische Gesetz sieht dafür in jedem Canton einen Polizei-Commissar vor, er hat aber mit Anderem mehr zu thun, als mit Polizeisachen, insbesondere fehlt ihm fast ganz die polizeiliche Befehlgewalt. Die gehört, abgesehen von der Landgendarmerie, im wesentlichen dem Ortsbürgermeister, der sie aber, wie Niemand bestreitet, fast überall ganz liegen läßt, da ihre Ausübung unpopulär macht. Mit Rücksicht darauf und auf die Unzuverlässigkeit der Bürgermeister für Zwecke der politischen Polizei, für die auch die Gendarmen nicht die nöthige Qualifikation haben, hätte man die Zuständigkeit der Cantonalpolizeicommissare erweitern und so ausstatten sollen, daß wenigstens für jeden Canton die Regierung einen mit den Verhältnissen bewanderten und etwas geltenden Beamten zu unbedingter Verfügung gehabt hätte. Statt dessen läßt man vielfach mehrere Stellen durch einen Commissar verwalten, spart also am allerungeeignetsten Orte; in Hinsicht der Zuständigkeiten ist es bei dem Zustande geblieben, der auf den Commissar die größte Summe von Verantwortung häuft, ohne ihm irgend eine Einwirkung auf die Dinge selbst zu geben. Man hat sogar vielen Polizeicommissaren eine Zuständigkeit entzogen, die Amtsanwaltschaft, die ihnen in den Augen der Bevölkerung ein besonderes Relief gab, nach meinen Erfahrungen wohlthätig wirkte und ein gewisses versöhnendes Moment in der zerfahrenen Stellung bildete. — Nun will ich ja nicht behaupten, daß die Uebertragung weitgehender und schwer zu controlirender Befugnisse an die Commissare

gefahrlos sei; es scheint auch grade unter ihnen recht bedenkliche Elemente gegeben zu haben, aber das entschuldigt doch nicht das Zweifellose unter den constatirten Unterlassungen, namentlich nicht die unzeitige Sparsamkeit. Außerdem mögen ja meine Gedanken über die Art, wie die unterste Verwaltungsstufe auszunutzen und zu stärken gewesen wäre, sehr anfechtbar sein; sicher ist, daß es irgendwie geschehen mußte, und daß das Versäumte nachzuholen ist, da die Einfügung eines Landes in neue Staats- und Culturformen nichts ist, was von oben herab dekretirt werden kann, sondern lange und stetige Arbeit in allen Volksschichten verlangt und einen entsprechend starken Unterbau der Verwaltung voraussetzt.

Außer den aus dem Vorstehenden sich ergebenden Veränderungen in der Verwaltungsordnung werden sich, sowie einmal die Aufgabe in Angriff genommen wird, noch andere als nothwendig herausstellen. Meine ganze Darstellung enthält bezügliche Andeutungen, in erster Reihe aber war es mir darum zu thun zu zeigen, daß ein neuer Geist und welcher die Formen der Einwirkung zu durchdringen habe. Insoweit meine Bemerkungen dahin gerichtet waren, daß wir uns von der parlamentarischen Strömung bewußt zu emancipiren haben, muß ich noch einem Zukunftsgedanken, den ich für besonders beachtenswerth halte, Ausdruck geben.

Wenn eine gewaltsame Unterbrechung der Entwicklung in Elsaß-Lothringen nicht vorkommt, so werden wir unsern Landesausschuß, die staatlich organisirte Spitze und Zusammenfassung des uns feindlichen Notabelnthums, nicht aufheben können, aber der mehrfach constatirte Gegensatz zwischen Elsaß einer- und Lothringen anderseits gibt richtig ausgenutzt eine Handhabe zu wirksamer Reform. Wir können auf Grund dieses Gegensatzes die parlamentarische Trennung von Elsaß und Lothringen auf unser Programm schreiben. Wir könnten dann jedem der zwei neuen Landesausschüsse formell noch mehr Rechte geben, als der zur Zeit bestehende eine besitzt, dennoch würde keiner der Erbe des thatsächlichen Einflusses sein. Es würde eine ganz neue parlamentarische Entwicklung geben, bei der das Heft wieder in unsere Hände käme.

Hiermit schließe ich den letzten Abschnitt meiner Erörterungen und diese selbst. Es ist ein langer Weg, auf dem ich Sie dahin geführt habe. Mein Leitstern war ungeschminkte, schonungslose Wahrheit. Solche ist bei uns nur allzusehr vernachlässigt worden, noch jetzt wagen viele Kreise nicht ihr fest in's Gesicht zu sehen.

Für mich ist das Aussprechen dessen, was ich als Wahrheit erkannt habe, eine innere Befreiung geworden. Sie können sich kaum vorstellen, wie lange schon ich mich mit dem Gedanken daran getragen habe, welche Quelle von Selbstvorwürfen mir meine Unentschlossenheit bereitet hat. — Doch ich weiß auch, daß es mit dem Aussprechen der Wahrheit, in deren sicherem Besitze ich mich weiß, nicht genug ist, die Wahrheit muß sich auch in That umsetzen. Die Zurückhaltung, die mir meine amtliche Stellung auflegt, ist für mich ein ernstes Hinderniß. Ob Sie in Ihrer freieren und zum Handeln auffordernden Stellung von meiner Darstellung einen weiteren Gebrauch machen werden, wird neben Anderm davon abhängen, wie weit es mir über den Ausdruck subjektiver Wahrhaftigkeit hinaus gelungen ist, das Wahre überzeugend vorzutragen.

Abgeschlossen am 31. Juli 1890.

Nachwort.

Vor dem Druck haben meine Briefe einer Reihe von urtheilsfähigen Männern vorgelegen, sowohl solchen, die im Lande wohnen als solchen, die es nicht aus eigener Anschauung kennen.

Von beiden Leserkreisen ist den Briefen Bedeutung zugesprochen und weitere Verbreitung gewünscht worden, vom zweiten jedoch meistens, mit der Einschränkung, daß die Bedeutung mehr eine geschichtliche sei; in den Briefen fehle ein ausgeführtes Bild des gegenwärtigen Zustandes, der nach meinen eigenen Andeutungen in jeder Beziehung besser geworden sein müsse. Die eingeborenen und eingewanderten Leser dagegen haben allgemein die „Actualität" der Briefe anerkannt, zum Theil in sehr lebhaften Ausdrücken.

Als Verfasser stehe ich der Frage, welcher Theil Recht habe, nicht frei gegenüber, ich gehe deßhalb ihrer Beantwortung aus dem Wege und ziehe vor, die Ziele meiner Erörterungen einheitlich zusammenzufassen.

Ich habe in meinen Briefen zwar auch Geschichte geben wollen, aber in ihrem lebendigen Flusse, ihrer Fortwirkung auf die Gegenwart, ihrem politischen Ergebniß. Ich habe daher bei meiner geschichtlichen Entwicklung der aus Land und Leuten stammenden Gegenmächte die Tiefe ihrer Wurzel, ihre lange Dauer und die innere Nothwendigkeit ihres Gegensatzes hervorgehoben. Ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß diese Gegenmächte: Notabelnwesen, französische Sprache, französische Anschauungen in Recht und Sitte, französische Selbstsicherheit, Selbstüberhebung und Beschränktheit, noch immer die Seele des Volkes beherrschen und dies thun, nicht durch ihre eigene Kraft allein, sondern auch durch die Art wie wir die Herrschaft geführt haben.

Im Einzelnen gingen meine Darlegungen dahin:

Zaghaft und mit geborgten Waffen, denen der politischen Mode, kämpfen wir für unsere Sache; ihrem französischen Ursprung getreu haben sich die Waffen gegen uns gekehrt.

In unserm Bestreben tönende Erfolge zu erzielen und unserer Sucht große Politik zu treiben, haben wir den Schwerpunkt unseres Handelns auf den parlamentarischen Markt verlegt und den Landesausschuß mit seinen Trabanten, den sonstigen Notabelnvertretungen in Land, Bezirk und Kreis, auf Kosten der Verwaltung gestärkt.

Die Verwaltung, die Erscheinung des Staates in seiner täglichen Einwirkung auf Menschen und Dinge, haben wir auch dadurch geschwächt, daß wir den Personenbestand an der Centralstelle fortwährend vergrößern. Das Haupt wächst über Gebühr, die Glieder verkümmern.

Das Bedürfniß der vielen Oberen, sich zu bethätigen, vermehrt die Scheinthätigkeit und drückt aller Thätigkeit den Stempel des Büreaukratismus auf. Die Stimme der Außenbeamten wird erstickt, die tüchtigen darunter verlieren die Berufsfreudigkeit, der Durchschnitt macht „Nummern". In den höheren Schichten wächst das Steberthum, in den unteren die Auffassung des Amtes als bloßer Versorgung. Die Schlagfertigkeit und Fruchtbarkeit, der Adel staatlicher Arbeit verschwinden. Die Pflege des einzelnen Falles geht dahin.

Wo noch der einzelne Fall berücksichtigt wird, ist es die Folge außerordentlicher Einflüsse. Die Notabeln, die in Parlament und Parlamentchen herrschen und in die Lage kommen dem Minister und Präsidenten ihren Willen aufzudrängen, machen vor dem Kreisdirector, Bauinspector, Schulinspector, Staatsanwalt, Richter, Polizei-Commissar u. s. w. nicht halt. Sie bringen mit ihren Sonderinteressen, den eigenen und denen ihres Anhangs durch. Die Berücksichtigung des einzelnen Falls wird Bevorzugung.

Die Bevorzugung wird von der großen Menge bitter empfunden, und wie sie auf das Beamtenthum entsittlichend wirkt, untergräbt sie im Volke die Achtung vor den staatlichen Behörden. Den Notabeln hebt sie empor und verwandelt seinen Anhang in eine feste und dauernde Clientel.

Die durchdringenden Interessen sind eigensüchtig; die Bevorzugung frißt am Wohlstande des Volkskörpers. Trotz Socialgesetzgebung und volksfreundlicher Programme, trotz alles guten Willens geben wir dem Reichen und nehmen dem Armen, füttern wir den Schmarotzer und helfen das Opfer schlachten.

Die ausgedehnte, unbestritten zu Recht bestehende Kirchenhoheit nutzen wir nicht aus; wir lassen mit sehenden Augen den Klerus gegen uns wühlen, schmeicheln ihm noch dazu und verbessern seine materielle Lage. So behält Alles, was in der katholischen Kirche national sein darf, französisches Gepräge. Wir verewigen auch hier den Gegensatz in sinnenfälligster Weise und auf einem Gebiete, dessen Macht auf die Gemüther besonders schwer wiegt.

Durch unsere Halbheit und unsere Modethorheiten in der Schule setzen wir uns außer Stande, mit unsern Vorzügen in den Herzen der Jugend Wurzeln zu schlagen.

Diese Vorzüge — unsre Frömmigkeit, unsern Idealismus, unsre mannigfaltigere, kräftigere und reinere Volksart, unsre höhere Auffassung des Staats — verleugnen wir, zumal in der Berührung mit der feindlichen „Civilisation". Wir beugen uns vor ihr und nähren die Täuschung, wir hätten bei Ausübung unsers Herrenrechts kein gutes Gewissen und schrieben selber unsre Herrschaft einem Zufall oder Irrthum der Geschichte zu.

Wo uns trotzdem die Macht der Zeit und das Heranwachsen eines neuen Geschlechtes zu Gute kommen, ist dies nichts als ein äußerlicher Erfolg, ein unverdientes Geschenk; innere Erhebung und Förderung der Gemüther sind nicht damit verbunden. Das junge Geschlecht zumal ist nicht französisch, aber auch nicht deutsch; Geschöpfe der Gewohnheit, sind sie aus Gemeinem gemacht und vereinigen vaterlandslos die schlechten Eigenschaften beider Völker.

Ich schließe die schmerzliche Aufzählung. Den Beweis geben meine Briefe für jeden einzelnen Punkt. Wenn ich darin vornehmlich Thatsachen der Vergangenheit angeführt habe, so habe ich solche vorgezogen, weil in ihnen bei gleicher Beweiskraft das persönliche Moment in zeitliche Ferne tritt und sich dadurch abschwächt. Aus demselben Grunde habe ich Nennung von Namen möglichst vermieden; bei der Schärfe, mit der ich die Sache kennzeichnete und verurtheilte, hätte sie gehässig erscheinen können. Aber dies Alles ist nicht bloß gewesen, es besteht noch in fortdauernder Wirksamkeit.

Es handelt sich da um tiefliegende Ursachen und nothwendige, von einzelnen Maßregeln unabhängige Folgen. Die Beseitigung verlangt genaue Erkenntniß, innere Ueberwindung und grundsätzliche Umkehr.

Die Praxis ist, seitdem ein wirklicher Staatsmann an die Spitze der Geschäfte getreten ist, einsichtiger und besser geworden; so Krasses

wie früher kommt nicht mehr vor. Aber auch Fürst Hohenlohe faßt die elsaß-lothringische Frage als eine Frage der großen Politik auf, während sie in Wahrheit eine Verwaltungsfrage ist. Die innere Verschmelzung eines eroberten Landes mit dem Lande, das erobert hat, kann nicht anders sein, denn sie verlangt tägliche staatliche Arbeit. Und verbinden ja einmal Augenblicke wie sonst nur Jahre der Arbeit, so sind es nicht solche leeren Schaugepränges und parlamentarischer Redeakte, sondern die Stunden gemeinschaftlichen Kampfes auf dem Schlachtfelde mit ihrem blutigen Kitt.

Weil der Charakter als Verwaltungsfrage verkannt wird, überwiegt noch immer die Rücksicht auf Alles, was sich Volksvertretung nennt: Landesausschuß, Landwirthschaftsrath, Bezirkstage u. s. f. Den einzelnen Notabeln hat die jetzige Praxis etwas gebändigt, das Notabelnwesen erhält neue Nahrung und Kraft. Den überwuchernden Zweig schneidet die Praxis ab, den Baum selbst läßt sie immer mächtiger in die Höhe wachsen, statt ihm das Erdreich zu entziehen. Uebrigens ist auch die Praxis in den letzten anderthalb Jahren wieder nachsichtiger und schwächlicher geworden.

Mit jeder gesetzgeberischen Vorlage an den Landesausschuß stärken wir die Kreise, aus denen er hervorgeht. Wir sollten also mit Vorlagen sparsam sein und uns auf die nothwendigsten beschränken; das Gegentheil geschieht. So soll in der nächsten Tagung eine neue Kreis- und Gemeinde-Ordnung vorgelegt werden, obgleich die Regierung in keiner Weise dazu getrieben wird, und auch gar kein Bedürfniß vorliegt. Aber es muß allerwege hohe Politik getrieben werden. Die wiederum verweist an den Landesausschuß, dem die Zustimmung durch Zugeständnisse abgewonnen werden muß und dessen Bedeutung unter allen Umständen steigt.

Ist das nicht ein verderblicher Kreislauf, und können wir den anders als durch Einschlagen einer aus der Bahn ganz hinausführenden Richtung vermeiden?

Wie anders sähe es aus, wenn wir den Landesausschuß so zu sagen auf halbe Ration setzten und schlecht und recht, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leide, ohne Ansehen der Person aber thatkräftig, fürsorglich und den Bedürfnissen des einzelnen Falls gemäß die Verwaltung führten! Nicht neue Gesetze sind uns von Nöthen, unter unsern Gesetzen läßt sich's leben. Aber Gesetze sind gemeinhin nur Befehle, Forderungen, Programme und treten erst durch Ausführung in die Wirklichkeit. Die Ausführung ists, an der es krankt,

bei solcher Politik würde sie gesunden. Wir selbst würden dabei wohl fahren und uns auf die Länge die Gemüther unterwerfen, die knechtische, weil dem Zug des Inneren widerstrebende Unterwürfigkeit zu freiem Gehorsam veredeln, zum wenigsten die Stelle wieder gewinnen, die die französische Verwaltung inne hatte.

Wenn mir entgegengehalten wird, daß die französische Verwaltung die Macht über die Gemüther mit den Notabeln getheilt habe, und daß wir gegen diese als Fremde im Nachtheil seien: ist denn deutsche Verwaltung in deutschem, ich meine in fridericianischem Sinne geführt nicht eine viel höhere sittliche Gewalt als französische Präfecten-wirthschaft? Ist denn, was die Mitherrschaft der Notabeln anlangt, nicht zu berücksichtigen, daß deren bester Theil ausgewandert ist, und daß die im Lande Gebliebenen mit wenigen Ausnahmen keine eben-bürtigen Gegner sind, nach dem eigenen, französischen Maßstabe gemessen?

Und warum sind wir denn noch fremd im Lande, jetzt, nach 20 Jahren? Warum anders, als weil wir uns selbst fremd geben und die Eingeborenen als Fremde behandeln? Weil wir diese durch ein Gemisch von übel angebrachtem Mitleid und noch thörichteren Freudenbezeugungen über die wiedergewonnenen Brüder derart ver-zogen haben, daß sie jetzt in der ausschlaggebenden Mehrheit an der ursprünglich aufgedrängten Rolle, etwas Besonderes vorzustellen, Gefallen finden; die Rolle macht ja interessant und macht sich auch bei unserer unerschöpflichen Freigebigkeit gut bezahlt. Mit wahrem, edelm Stolze verträgt sich die Rolle freilich nicht, auch nicht mit echtem Schmerz, aber wie kann auch von diesem die Rede sein, da die Vereinigung mit uns für die Meisten die Zerreißung eines unnatürlichen Bandes war, und wie kann man wahren Stolz bei denen suchen, die lieber den Franzosen die Schleppe tragen, als bei uns Vollbürger sein wollen?

So weit wäre es nie gekommen, und der Gegensatz, der ja in 20 Jahren nicht ganz zu verwischen war, hätte niemals eine so unnatürliche und häßliche, Eingewanderte wie Eingeborene gleichmäßig verderbende Gestalt angenommen, wenn wir bei Behandlung von Land und Leuten den Gedanken, der zu ihrer Einverleibung geführt hatte, mit leidenschaftsloser Folgerichtigkeit weitergeführt hätten. Es ist der, den man gewöhnlich mit der Bezeichnung Elsaß-Lothringens als Festungsglacis ausdrückt, eine Bezeichnung, die ich an einer Stelle meiner Briefe mit Unrecht zurückgewiesen habe. Ich bin jetzt eines Besseren belehrt.

Als ein Bollwerk und eine Festung gegen Frankreich ist unser Land annektirt worden; die Zugehörigkeit der größeren Hälfte seiner Bewohner zum deutschen Sprachstamme war nur zweite Ursache, die Wiederherstellung der mittelalterlichen Reichsgrenze kam gar nicht in Betracht. Als Festung Deutschlands in erster Reihe muß Elsaß-Lothringen auch weiterhin angesehen werden, so lange die Verhältnisse fortdauern, die eine kriegsbereite Anspannung unsrer Kräfte erfordern. Feldmarschall von Moltke hat die Dauer dieser Lage auf etwa 50 Jahre geschätzt; wir leben noch in der ersten Hälfte.

In einer Festung muß vor allem Zucht und Ordnung herrschen. Alle Einrichtungen müssen so getroffen sein, daß sie die Festungseigenschaft fördern; im Geiste der Einwohner muß die Vorstellung davon stets lebendig bleiben. Alle staatlichen Machtmittel müssen zusammengehalten und noch vermehrt werden; ein weitgegriffener Dictaturparagraph — der unsrige ist zu eng — darf nicht fehlen. Der Festungseigenschaft gegenüber treten Interesse und Freiheitsbedürfniß der Einwohnerschaft zurück, jede Stimme der Auflehnung dagegen ist unstatthaft.

Diese Folgerungen sind nicht angenehm aber logisch. Doch der Mensch verträgt eine solche Anspannung auf die Länge nicht, es muß eine Milderung eintreten. Menschen sind nicht bloße Mittel, und die Vielgestaltigkeit des Lebens erfordert jeweilig Unterdrückung der einen oder anderen Folgerung aus einem noch so zwingenden Vordersatz.

Wir haben in Elsaß-Lothringen, was die Einrichtung des Landes und die Stellung der Bevölkerung anlangt, gänzliche Verleugnung der Logik vorgezogen und die Sache auf den Kopf gestellt; wir regieren nicht nach Festungsrecept, sondern nach parlamentarischem. Der Widersinn springt in die Augen, man braucht nur zu formuliren: Elsaß-Lothringen ist eine parlamentarisch regierte Festung.

Eine gewisse Milderung ist also nothwendig, darf aber die Festungsschranken nicht aus den Augen verlieren. Weil ihr Ziel höher liegt und auf längere Dauer berechnet ist, muß sie in den Mitteln jede Hast vermeiden. Auch aus diesem Grunde ist der Parlamentarismus, als ein Princip der Unruhe, der Aufregung und des Bedürfnisses nach stetem Scenenwechsel, eines der verwerflichsten Mittel. In diesem Zusammenhange darf ich den tiefen Spruch anziehen, daß sich nur fertige Staaten den Luxus einer parlamentarischen Regierung erlauben dürfen.

Das Ziel ist geistige, sittliche und wirthschaftliche Wohlfahrt der Einwohner, ihre Erziehung zu Vaterlandsliebe, Staatsgefühl und Gemeinsinn. Sind diese Eigenschaften errungen (es ist ein Kampf und kein Schützenfest!), dann, aber auch erst dann, können für Land und Leute die Festungsschranken fallen; die Herzen treten an die Stelle. Dann wird auch das Volk für einen verständig bemessenen Parlamentarismus und ausgedehnte Selbstverwaltung reif sein, aber diese sind die Früchte der Entwicklung, nicht Hülfs- und Erziehungsmittel für die Zwischenzeit. Das kann, wie zu wiederholen ist, nur eine zugleich straffe und wohlwollende Verwaltung sein; von den höchsten Idealen der Nation erfüllt, mit eigenen Augen sehend und gerecht, örtlich wirksam und doch von Einem Willen geleitet, das Gegentheil alles Büreaukratismus.

Den Büreaukratismus halten die Meisten für eine untrennbare Besonderheit der staatlichen Verwaltung und finden deßhalb nicht Worte genug, diese als Regierungsprincip zu verurtheilen. Nun sind doch wohl unsre Bürgermeistereien Aemter der Selbstverwaltung, ist aber nicht das damit verknüpfte einflußreiche Gemeindeschreiberwesen ein typisches Beispiel des Büreaukratismus? Da stimmen sogar einmal Wort und Sache zusammen, wenn man mit Schreiberherrschaft übersetzt. Also auch bei der Selbstverwaltung ist Büreaukratismus zu finden, ich glaube sogar mehr als bei der Staatsverwaltung. Im Uebrigen faßt man den Begriff Büreaukratismus zu eng auf, wenn man ihn auf die Häufung des Schreibwerks beschränkt. Er herrscht überall da, wo in Regierung und Verwaltung die Entscheidung gemäß selbsterlangter oder selbstcontrolirter Kenntniß erschwert oder unterdrückt ist. Das Gegentheil von Büreaukratismus ist nicht Mündlichkeit, sondern Unmittelbarkeit. Mündlichkeit und Unmittelbarkeit fallen allerdings häufig zusammen.

Besonders glänzende Beispiele einer Verschmelzung eroberter Länder gibt die Geschichte Preußens. Wie fest war schon nach kurzer Zeit das Band, in dem sich zum Beispiel Schlesien mit Preußen verwachsen fühlte!

Wie solches innerliche Verwachsen eine in ihrem Rechtstitel etwa zweifelhafte Eroberung rechtfertigt, so nimmt es, als Endziel der Entwicklung festgehalten, der Auffassung eines Landes als Festungsglacis die verletzende Schärfe. Verletzend ist diese Auffassung für uns nur da, wo sie mit der Behandlung Elsaß-Lothringens als politischen Versuchsfeldes Hand in Hand geht.

Mit einem solchen Programme, das dem Zwang der auswärtigen Lage und den besten Ueberlieferungen unsrer Geschichte gleicher Maßen gerecht wird, dessen Durchführung allerdings die besten Kräfte Deutschlands erfordert, werden wir auch den festen Maßstab finden Kundgebungen von Zuneigung oder Abneigung aus der Bevölkerung heraus auf ihren wirklichen Werth zu schätzen. In einer Festung sind diese nicht statthaft, und jene dürfen wir im Hinblick auf unser Endziel nur als Abschlagszahlungen gelten lassen. Jetzt sind wir im letzten Betracht von einer Genügsamkeit, die wenig ziemlich und ein Zeichen von Schwäche ist. Ich erinnere aus neuester Zeit an die Ueberschwänglichkeit, mit der die Erklärung der Herren Dr. Petri und Dr. Höffel und die Wahl eines früheren badischen Generals in den Landesausschuß gepriesen worden sind. Ist dergleichen überhaupt eines im rechten Sinne unzufriedenen, d. h. strebenden Volkes würdig?

Zudem hat doch jede Wahl für die Erkenntniß der Volksstimmung nur die Bedeutung eines Symptoms, dessen Werth in ruhigen Zeitläufen wie die jetzigen besonders gering ist. Macht denn auch eine Schwalbe den Sommer?

Was die Herren Dr. Petri und Dr. Höffel anlangt, sind sie nicht Männer, deren größere Lebenshälfte unter deutsche Herrschaft fällt? Geben wir dadurch, daß wir sie für etwas herausstreichen, was das selbstverständliche Pflichtminimum ist, nicht den andern Männern ihres Alters das Recht, gegen uns zu frondieren? Ferner, ich möchte den Herren, die ja immerhin ihre Pflicht gethan haben, nicht nahe treten, aber für mich klingt aus der Erklärung des Herrn Dr. Petri das Gegentheil von dem heraus, was ich soeben als Genügsamkeit bezeichnet habe. Ist bei uns als den Vertretern des deutschen Gedankens Genügsamkeit zu rügen, weil sie mit edelm Gesammtbewußtsein und Gesammtstreben unvereinbar ist, so mögen wir mit Beschämung einzuräumen haben, daß wir dadurch Unbescheidenheit erwecken; aber eine sittliche Zierde ist diese nicht und vor Allem ist eine politische Gefahr darin begründet, daß wer sich hierlands für uns erklärt, den Schein annehmen darf, er gäbe uns etwas. Nein, so ist es nicht und darfs nicht sein! Wir brauchen das Land Elsaß-Lothringen aber nicht die Elsaß-Lothringer, sie brauchen uns. Schlimmstenfalls beträgt der zweijährige Bevölkerungszuwachs Deutschlands soviel als die Gesammtzahl der Einwohner Elsaß-Lothringens. Kommen diese zu uns, so sollen sie willkommen sein, aber auf unsere, auf deutsche Bedingungen. Für den verlorenen Sohn, der patzig zurückkehrt, darf es keine Feste geben.

Daß so viele von uns derartige Kundgebungen überschätzen, rührt nicht bloß vom Mangel eines festen Maßstabes für das Urtheil her; es hängt auch mit unserer Sucht nach Neuem zusammen. Wenn das was neu geschieht, in einer uns sympathischen Richtung liegt, so wird die Freude darüber durch die Befriedigung über die Erfüllung des Drangs nach Neuem leicht über Gebühr gesteigert.

Strohfeuer erlischt schnell. Wenn unsre Sucht nach Abwechslung und Aufregung in den Fragen des staatlichen Lebens allenthalben Unstetigkeit, Vergeßlichkeit, Undankbarkeit und was dahin gehört, zur Folge hat, für eine Gesundung der elsaß-lothringischen Verhältnisse hat sie etwas besonders Gefährliches.

Trotz der Lebhaftigkeit unsers Antheils am öffentlichen Leben äußert er sich doch meistens in der Weise des Philisters. Es wird tapfer gescholten und thöricht gelobt, aber von der eignen Bequemlichkeit lassen, selbst eingreifen, nun gar Opfer bringen mögen die Wenigsten. Früher war der Philister politisch harmlos. An Sonn- und Feiertagen sprach er von Krieg und Kriegsgeschrei, schimpfte wohl auch auf den neuen Burgemeister, kehrte aber Abends froh nach Haus und segnete den Frieden mit seinem stillen Tagwerk. Der jetzige Philister verlangt seine Zeitung, täglich, zum Frühstück und zum Abendschoppen, und erwartet von ihr unaufhörlich und in jedem Augenblick neuen Stoff für seine Neugierde, sonst wird er „wild". Noch wilder wird bei Mangel an Stoff die Zeitung, die von dessen Fülle lebt. Die Verwaltungspolitik nun, die für Elsaß-Lothringen nothwendig ist, bietet der Neugierde keinen Stoff; sie soll nicht das Licht scheuen, aber ihrem ganzen Wesen nach ist sie unscheinbar und ihre Erfolge reifen langsam. Mit einem Worte, vom Standpunkte der Tagespresse und des Zeitungslesers ist sie langweilig und wird bald unpopulär sein. Das kann sich als ein sehr ernstes Hinderniß erweisen. Die einzelne Neuigkeit wird leicht vermißt, das Bedürfniß nach Neuigkeiten überhaupt ist tief eingewurzelt und zäh; in der Tagespresse hat es eine unbedingte und mächtige Bundesgenossin.

Ich möchte glauben, daß sich bei unserm Streben, in Elsaß-Lothringen große Politik zu treiben, unbewußt sehr viel Rücksicht auf den Drang der Menge nach Neuem einmischt. In besonderm Maße scheint mir dies bei der schon erwähnten in Aussicht genommenen neuen Kreis- und Gemeindeordnung der Fall zu sein.

Der Inhalt des Entwurfs ist durch amtliche Auszüge bekannt gegeben worden. Sie sind ausführlich genug, ein Urtheil zu ermöglichen.

Von der Bildung von Gesammtbürgermeistereien sieht der Entwurf ab, obgleich deren „unleugbare Vortheile“ anerkannt werden. In verständiger Weise führt er einen rechtlichen Unterschied zwischen Stadt und Land ein; die den Städten gewährte Bewegungsfreiheit scheint im Ganzen richtig abgemessen zu sein. Die Bezirksinstanz wird leider beibehalten. Dafür werden die Cantonalpolizei-Commissariate abgeschafft, deren es doch zu wenig gibt. Die beabsichtigte Vermehrung der Kreise, an sich erfreulich, kann keinen Ersatz bieten. Es gibt Dinge, die der Kreisdirector gar nicht selbst vornehmen kann und darf; soll er etwa selbst auf die Suche nach Bürgermeistern gehen? Der Polizei-Commissar stellt aber auch ein staatliches Machtmittel dar, das unentbehrlich ist; sollen unsre Bürgermeister die politische Polizei ausüben? Mit Preisgebung von Machtmitteln ist der Entwurf auch sonst sehr freigebig. Schließlich gipfelt Alles in der „Selbstverwaltung“ von Kreis und Gemeinde. Das heißt soviel als Gewährung eines Rechtstitels an die Notabeln für das, was sie bisher erschlichen und zur Untergrabung des staatlichen Ansehens, Bevorzugung der eigenen Interessen und Unterdrückung des kleinen Mannes benutzt haben.

Diese neueste Phase unsers Staatslebens stellt einen Rückschritt dar; man möchte sagen, sie sei die Manteuffel'sche Politik auf Gesetzesparagraphen gebracht.

Nichts nun kann bezeichnender sein für den verderblichen Kreislauf, in dem wir uns bewegen, als die Art, wie der Entwurf in die Welt tritt und aufgenommen wird. Ein preußischer Conservativer bringt die — in ihren Folgen — revolutionäre Vorlage. Unsern Zeitungen wird sie nach einigen Andeutungen nicht „freiheitlich“ genug sein. Unter den Eingeborenen scheint einstweilen noch Verblüffung und Unentschlossenheit zu herrschen. In unsern Kreisen üben schon jetzt die großen Worte: Selbstverwaltung und Reform ihre blendende Wirkung aus.

Alle diese Stimmungen finden eine Stätte, in der sie zu Worte kommen. Nur wir sind zum Schweigen verurtheilt. Wir, die mittten in den Dingen stehen und Land und Leute von Angesicht zu Angesicht kennen, das Land lieben, weil es die Stätte unsers Wirkens ist, und die Leute, weil sie trotz allem unsre Brüder und Landsleute sind. Ohnmächtig sollen wir zusehen, wie in verhängnißvoller Verblendung der Unterbau staatlicher Thätigkeit und staatlichen Ansehens einem glänzenden Aufputz und modischer Krönung des Gebäudes zu Liebe abgegraben wird.

Das ist eine sittliche Zwangslage, bei der die politische Zurückhaltung des Beamten der Staatsbürgerpflicht zu weichen hat. Für mich ist nach ernster Prüfung der Entschluß meine ursprünglich zu anderm Zweck geschriebenen Briefe zu veröffentlichen, das Ergebniß gewesen.

Man kann sich keiner Frage gegenüber bloß verneinend verhalten. Die Frage einer Verbesserung unsrer Gemeinde- und Kreisverhältnisse ist einmal in Fluß gekommen, und ich glaube, man kann sie zu einer sehr wirksamen Einleitung der von mir vertretenen Politik benutzen. Die Regierung lasse sich die Ermächtigung geben, die größeren Gemeinden zu Städten zu erklären und — zunächst auf Zeit — in Betreff der Staatsaufsicht freier zu stellen, sowie nach Bedürfniß Sammtgemeinden mit ähnlichen Befreiungen und Berufsbürgermeistern zu bilden. Man wird dann die Berufsbürgermeister für die kleinen Einzelorte entbehren können und sowohl der berechtigten Selbstverwaltung als auch der Thätigkeit der unmittelbar staatlichen Behörden ein fruchtbares Feld verschaffen, ohne das Heft aus den Händen zu geben. Man verbinde eine Ersparniß damit, indem man den Sammtbürgermeistern die Funktionen des Steuerempfangs, des Commissariats, an Gerichtsorten auch der Amtsanwaltschaft überträgt. Den Landesausschuß übergehe man und wende sich an den Reichstag. Die Sache wird als Wohlthat empfunden werden und ohne Einschränkung unsrer Sache zu gut kommen. Den Landesausschuß zwinge man zur Genehmigung der Vermehrung der Kreise dadurch, daß man mit ihr die Abschaffung der Bezirkspräsidien verbindet. Diese Mitwirkung wird sein Ansehn nicht auf Kosten des unsrigen heben. Wenn er ablehnt, setzt er sich in's Unrecht; man kann sein Büdgetrecht wohl durch Abstriche aber nicht durch Ablehnung von Ersparnissen wahren.

Ich kann in allem hier nur andeuten. Nur das muß ich zu diesem Abschnitte noch bemerken, daß unsre bisherigen Berufsbürgermeister, an kleineren Orten wenigstens, nicht lange aufrecht zu erhalten sind. An der Ortsbevölkerung können sie nur ausnahmsweise Rückhalt gewinnen, sie sind sehr theuer, haben fast nichts zu thun und wachsen mit ihren Ansprüchen ans Leben über die Kreise aus denen sie stammen und in die sie zurückkehren hinaus. Ein recht kläglicher Nothbehelf. Nach den über den neuen Entwurf veröffentlichen Auszügen bleibt die Institution bestehen.

Bei dem Druck meiner Briefe habe ich nicht viel gestrichen. Manchen Leser wird daher das Gepräge der Vertraulichkeit, das Briefen eigen ist, stören. Es würde sich nur durch vollständige Umarbeitung beseitigen lassen. Dazu bin ich zur Zeit nicht im Stande; die Umarbeitung möchte auch die Lebendigkeit der Darstellung beeinträchtigen, also mehr schaden als nützen.

Auf diese Weise wird allerdings ein unleugbarer Mangel stehen bleiben. Ich habe in den Briefen meine Gedanken über das, was zur Besserung der Zustände zu geschehen hätte, in eine Form gekleidet, die zu Mißverständnissen Anlaß geben wird. Wenn ich diese Anregungen wieder überblicke, so ist keine darunter, die ich missen möchte oder nicht mehr verträte. Ich halte alles aufrecht, aber ich muß zugeben, daß auch der eifrigste Gesinnungsgenosse bei vielen Anregungen die unmittelbare Anwendbarkeit mit Recht verneinen und auch Competenzbedenken erheben wird, wenn ich einen juristischen Ausdruck gebrauchen darf.

Der Fehler entspringt zum Theil aus der Lebhaftigkeit meiner Empfindung; es wird aber ihm auch, wie ich meine, bis zu einem gewissen Grade jeder politische Schriftsteller verfallen, so lange nicht ein Lessing für das öffentliche Leben die Gebiete des Staatsmannes und des Schriftstellers abgegrenzt hat.

Den sonst gleichgesinnten Leser bitte ich zu bedenken, daß meine Gedanken über das zukünftige Handeln immerhin Werth behalten. Sie belegen wenn nicht mehr doch die Fülle der uns noch zu Gebote stehenden Hülfs- und Machtmittel. Unsre Gegner werden diese Bedeutung erkennen. Wir aber wollen hoffen, daß bei uns der rechte Geist einkehre, der sich aus dem wohl gefüllten Rüsthause die rechten Waffen schmiedet! Wir wollen auch nicht vergessen, daß die verwerflichste Politik die ist, die das Uebel ausreifen läßt bis es heißt: quod medicamenta non sanant, ferrum sanat.

Geschrieben im Herbst 1891.